# Andersen,

## Ausgewählte Märchen.

Beth Gilbert
Geneva
Illinois



„Das ist ja eine ganze Mahlzeit," sagte die Königstochter. (S. 109.)

Universal-Bibliothek für die Jugend.

# Andersens Ausgewählte Märchen.

Für die Jugend neu bearbeitet

von

Dr. Werner Werther.

Mit vier Vollbildern von E. Zimmer
und zahlreichen Vignetten.



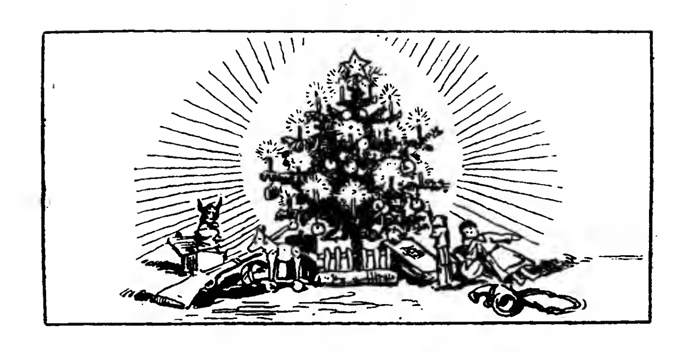

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Sämtliche in die „Universal-Bibliothek für die Jugend“ aufgenommenen Werke sind von bewährten Pädagogen und Jugendschriftstellern ausgewählt, bezw. bearbeitet.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

# Inhalt.

| | Seite |
| --- | --- |
| Der Tannenbaum | 7 |
| Die wilden Schwäne | 16 |
| Der große Klaus und der kleine Klaus | 32 |
| Das häßliche junge Entlein | 44 |
| Das Feuerzeug | 54 |
| Däumelinchen | 64 |
| Die Blumen der kleinen Ida | 75 |
| Der Schneemann | 83 |
| Der fliegende Koffer | 89 |
| Die Nachtigall | 94 |
| Tölpelhans | 106 |
| Die Störche | 110 |
| Das Gänseblümchen | 115 |
| Der standhafte Zinnsoldat | 119 |
| Die glückliche Familie | 124 |
| Fünf aus einer Hülse | 127 |
| Das alte Haus | 131 |
| Das Mädchen, welches auf das Brot trat | 139 |



# Der Tannenbaum.

Draußen im Walde stand ein niedlicher Tannenbaum. Er hatte einen guten, luftigen Platz, war freundlich von der Sonne beschienen und ringsumher wuchsen viele größere Kameraden, Tannen und Fichten. Der kleine Tannenbaum wünschte aber so sehnlich, größer zu werden! Er achtete nicht der warmen Sonne und der frischen Luft, er kümmerte sich nicht um die Bauernkinder, die in den Wald kamen, um Erdbeeren und Himbeeren zu sammeln. Oftmals kamen sie mit einem ganzen Topf voll und hatten Erdbeeren an einen Strohhalm gereiht; dann setzten sie sich neben den kleinen Tannenbaum und sagten: „Wie niedlich klein ist der!" Das mochte der Baum aber nicht hören.

Im folgenden Jahre wurde er schon um einen Ansatz größer, und das Jahr darauf wieder; denn an den Tannenbäumen kann man an den Ansätzen, die sie haben, sehen, wie viele Jahre sie alt sind.

„O, wäre ich doch ein großer Baum," seufzte er, „dann könnte ich meine Zweige weit umher ausbreiten und mit dem Gipfel in die weite Welt hinaus blicken! Die Vögel würden dann ihre Nester in meinen Zweigen bauen, und wenn der Wind wehte, könnte ich ebenso vornehm nicken, wie die andern!"

Er hatte keine Freude am Sonnenschein, an den Vögeln

und an den rötlichen Wolken, die Morgens und Abends über ihn hinsegelten.

War es dann Winter und der Schnee lag blendend weiß ringsumher, so kam zuweilen ein Hase angesprungen und setzte gerade über den kleinen Baum weg — o, wie er sich darüber ärgerte! — Aber zwei Winter vergingen, und im dritten war das Bäumchen schon so groß, daß der Hase um dasselbe herumlaufen mußte. O! wachsen, wachsen, groß und alt werden, das ist doch das einzig Schöne in dieser Welt! dachte der Baum.

Im Spätherbst kamen Holzhauer und fällten einige der größten Bäume; das geschah alle Jahre, und den jungen Tannenbaum schauerte dabei, denn die großen Bäume fielen mit Prasseln und Krachen zur Erde, die Zweige wurden ihnen abgehauen, so daß die Bäume ganz nackt aussahen; sie waren fast nicht mehr zu erkennen. Aber dann wurden sie auf Wagen gelegt, und Pferde zogen sie davon. Wo kamen sie hin?

Im Frühjahr, als die Schwalbe und der Storch geflogen kamen, fragte sie der Baum: „Wißt ihr nicht, wohin sie geführt wurden? Seid ihr ihnen nicht begegnet?"

Die Schwalbe wußte nichts; aber der Storch sah sehr nachdenklich aus, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, ich glaube fast! Mir begegneten viele neue Schiffe, als ich aus Ägypten flog; auf den Schiffen waren prächtige Mastbäume; ich glaube, daß sie es waren; sie hatten Tannengeruch; ich kann vielmals grüßen; sie sahen stolz und prächtig aus und überragten alles."

„O, wäre ich doch auch groß genug, um so über das Meer hinfahren zu können! Wie sieht denn eigentlich das Meer aus?"

„Ja, das zu erklären, ist zu weitläufig," sagte der Storch und ging fort.

„Freue dich deiner Jugend!" sagten die Sonnenstrahlen; „freue dich des jungen Lebens, das in dir ist."

Und der Wind küßte den Baum, und der Tau weinte Tränen über ihn; aber das alles verstand der Tannenbaum nicht.

Gegen Weihnachten wurden ganz junge Bäume gefällt,

die oft nicht einmal so groß wie dieser Tannenbaum waren, der weder Ruhe noch Rast hatte, sondern immer davon wollte. Diese jungen Bäume — es waren gerade die allerschönsten — behielten immer alle ihre Zweige; sie wurden auf Wagen gelegt, und Pferde zogen sie fort.

„Wohin sollen die?“ fragte der Tannenbaum. „Sie sind nicht größer als ich, ja einer war sogar noch kleiner! Weshalb behielten sie alle ihre Zweige? Wohin fahren sie?“

„Das wissen wir! das wissen wir!“ zwitscherten die Sperlinge. In der Stadt haben wir in die Fenster gesehen! Wir wissen, wohin sie fahren! O, sie gelangen zur größten Pracht und Herrlichkeit! Wir haben gesehen, daß sie mitten in der warmen Stube aufgepflanzt und mit vergoldeten Äpfeln, Honigkuchen, Spielzeug und vielen Hunderten von Lichtern geschmückt werden.“

„Und dann?“ fragte der Tannenbaum und bebte an allen Zweigen. „Und dann? Was geschieht dann?“

„Ja, mehr haben wir nicht gesehen!“

„Ob ich wohl auch bestimmt bin, diesen strahlenden Weg zu betreten?“ jubelte der Tannenbaum. „Das ist noch schöner, als über das Meer zu ziehen! Wäre es doch Weihnachten! Nun bin ich groß, wie die andern, die im vorigen Jahre weggeführt wurden! — O, wäre ich erst auf dem Wagen! Wäre ich doch erst in der warmen Stube mit aller Pracht und Herrlichkeit! Und dann —? Ja, dann kommt noch etwas weit Schöneres, weshalb würden sie uns sonst so schmücken! Es muß noch etwas Herrlicheres kommen —! Aber was? O, ich sehne mich, ich weiß selbst nicht, wie mir ist!“

„Freue dich,“ sagten die Luft und das Sonnenlicht, „deiner frischen Jugend im Freien!“

Aber er freute sich gar nicht und wuchs und wuchs; Winter und Sommer stand er grün; die Leute, die ihn sahen, sagten: „Das ist ein hübscher Baum!“ Und zu Weihnachten wurde er vor allen zuerst gefällt. Die Axt hieb tief ein, der Baum fiel mit einem Seufzer zu Boden; er fühlte einen Schmerz, eine Art Ohnmacht, er konnte gar nicht an das kommende Glück denken, er war betrübt, von der Heimat scheiden zu müssen; er wußte ja, daß er die lieben alten Kameraden, die kleinen Büsche und Blumen ringsum

nie mehr erblicken würde, ja vielleicht nicht einmal die Vögel. Die Abreise war gar nicht angenehm.

Der Baum kam erst in einem Hofe in der Stadt wieder ganz zu sich, als er einen Mann sagen hörte: „Dieser hier ist prächtig! Wir brauchen nur diesen!"

Nun kamen zwei Diener und trugen den Tannenbaum in einen großen, schönen Saal. An den Wänden hingen Bilder, und neben dem Kachelofen standen große, chinesische Vasen. Da gab es Schaukelstühle, seidene Sofas, große Tische voller Bilderbücher und Spielzeug. Der Tannenbaum wurde in ein großes mit Sand gefülltes Faß gestellt; aber niemand konnte sehen, daß es ein Faß war, denn es wurde mit grünem Zeuge behängt und stand auf einem großen bunten Teppich. O, wie der Baum vor Erwartung bebte! Was wird nun wohl vorgehen? Zunächst kamen Diener und Fräulein und schmückten ihn. An seine Zweige hingen sie kleine Netze aus farbigem Papier; jedes Netz war mit Zuckerwerk gefüllt; vergoldete Äpfel und Nüsse hingen herab, und über hundert rote, blaue und weiße kleine Lichter wurden in die Zweige gesteckt. Puppen, die wie Menschen aussahen, schwebten im Grünen, und oben auf der Spitze wurde ein Stern von Flittergold befestigt. Das war prächtig, ganz unvergleichlich prächtig!

„Heute abend," sagten alle, „heute abend wird er strahlen!"

„O!" dachte der Baum, „wäre es doch Abend! Würden nur die Lichter bald angezündet! Und was dann wohl geschieht? Ob da wohl Bäume aus dem Walde kommen, um mich anzuschauen? Ob die Sperlinge gegen die Fensterscheiben fliegen? Ob ich hier festwachse und Winter und Sommer geschmückt dastehen werde?"

Er hatte ordentlich Borkenweh vor lauter Sehnsucht, und Borkenweh ist für einen Baum ebenso schlimm, wie Kopfschmerzen für uns andre.

Nun wurden die Lichter angezündet. Welcher Glanz! Welche Pracht! Der Baum bebte dabei in allen Zweigen so, daß eins der Lichter das Grüne anbrannte.

„Gott bewahre uns!" schrieen die Fräulein und löschten es schnell aus.

Jetzt durfte der Baum nicht einmal mehr beben. Ihm war so bange, etwas von seinem Schmuck zu verlieren; er war ganz geblendet von all dem Glanze. Und nun gingen die Zimmertüren auf, und eine Menge Kinder stürzten herein, als wollten sie den Baum umwerfen; die älteren Leute kamen langsam nach. Die Kleinen standen ganz stumm, aber nur einen Augenblick, dann jubelten sie wieder, tanzten um den Baum herum, und ein Geschenk nach dem andern wurde abgepflückt.

„Was machen sie denn?" dachte der Baum. Und die Lichter brannten bis an die Zweige herunter, und je nachdem eins niederbrannte, wurde es ausgelöscht, und dann erhielten die Kinder Erlaubnis, den Baum zu plündern. O, die stürzten auf ihn ein, daß er in allen Zweigen knackte; wäre er nicht mit der Spitze an der Decke befestigt gewesen, so hätten sie ihn sicher umgeworfen.

Die Kinder tanzten dann mit ihrem prächtigen Spielzeuge herum. Niemand sah nach dem Baume, als die alte Kindsfrau, welche zwischen die Zweige blickte, aber nur, um zu sehen, ob nicht noch eine Feige oder ein Apfel vergessen worden sei.

„Eine Geschichte! Eine Geschichte!" riefen die Kinder und zogen einen kleinen, dicken Mann gegen den Baum hin; und er setzte sich gerade unter denselben, „denn da sind wir im Grünen," sagte er, „und der Baum kann Nutzen davon haben, wenn er aufmerksam zuhört! Aber ich erzähle nur eine Geschichte. Wollt ihr die von Ivede-Avede oder die von Klumpe-Dumpe hören, der die Treppe herunterfiel und doch die Prinzessin erhielt?"

„Ivede-Avede!" schrieen einige, „Klumpe-Dumpe!" schrieen andre; das war ein Rufen und Schreien! Nur der Tannenbaum schwieg und dachte: „Komme ich gar nicht mit, werde ich nichts dabei zu tun haben?"

Und der Mann erzählte von Klumpe-Dumpe, welcher die Treppe herunterfiel und doch die Prinzessin erhielt. Und die Kinder klaschten in die Hände und riefen: „Erzähle! erzähle!" Sie wollten auch die Geschichte von Ivede-Avede hören, aber sie mußten sich mit der von Klumpe-Dumpe begnügen. Der Tannenbaum stand

ganz nachdenklich und still, nie hatten die Vögel im Walde dergleichen erzählt. „Klumpe-Dumpe fiel die Treppe herunter und bekam doch die Prinzessin! Ja, ja, so geht es in der Welt!“ dachte der Tannenbaum und glaubte, daß es wahr sei. „Ja, ja! wer kann es wissen! Vielleicht falle ich auch die Treppe hinunter und bekomme eine Prinzessin.“ Und er freute sich darauf, den nächsten Tag wieder mit Lichtern, Spielzeug, Gold und Früchten geputzt zu werden.

„Morgen werde ich nicht zittern!“ dachte er. „Ich will mich recht meiner Herrlichkeit freuen. Morgen werde ich wieder die Geschichte von Klumpe-Dumpe oder auch die von Ivede-Avede hören.“ Und der Baum stand die ganze Nacht still und träumte von dem Erlebten.

Am andern Morgen kamen die Diener und das Mädchen herein.

„Nun beginnt das Schmücken aufs neue!“ dachte der Baum. Aber sie schleppten ihn die Treppe hinauf auf den Boden, und stellten ihn in einen dunkeln Winkel. „Was soll das bedeuten?“ dachte der Baum. „Was werde ich hier wohl hören sollen?“ Und er lehnte sich an die Mauer und dachte und dachte. Wahrlich er hatte Zeit genug; denn es vergingen Tage und Nächte, aber niemand kam herauf. Als endlich jemand kam, so geschah es nur, um einige große Kasten in den Winkel zu stellen. Nun stand der Baum so versteckt, als ob er ganz und gar vergessen wäre.

„Jetzt ist es Winter draußen!“ dachte der Baum. „Die Erde ist gefroren und mit Schnee bedeckt, die Menschen können mich jetzt nicht pflanzen, deshalb soll ich wohl bis zum Frühjahr hier im Schutze stehen! Wie die Menschen doch so gut sind! Wäre es nur nicht so dunkel hier und so schrecklich einsam! Nicht einmal ein kleiner Hase kommt zu mir! Das war doch so hübsch da draußen im Walde, wenn der Schnee lag und der Hase vorbeilief, ja, selbst als er über mich hinwegsprang; aber damals konnte ich es nicht leiden. Hier ist es doch schrecklich einsam!“

„Pip, pip!“ sagte da eine kleine Maus und huschte hervor und dann kam noch eine. Sie beschnüffelten den Tannenbaum und schlüpften zwischen seine Zweige.

„Es ist eine furchtbare Kälte!“ sagten die kleinen

Mäuse. „Sonst ist es hier gut sein! Nicht wahr, du alter Tannenbaum?“

„Ich bin gar nicht alt!“ sagte der Tannenbaum, „es gibt viel ältere, als ich bin!“

„Woher kommst du?“ fragten die Mäuse, „und was weißt du?“ Sie waren sehr neugierig. „Erzähle uns doch. Bist du schon an dem herrlichsten Orte auf Erden, in der Speisekammer gewesen, wo die Käse liegen und die Schinken hängen, wo man auf Talglichtern tanzt, mager hinein und fett heraus kommt?“

„Das kenne ich nicht!“ sagte der Baum. „Aber den Wald kenne ich, wo die Sonne scheint, und wo die Vögel singen!“ Und dann erzählte er alles aus seiner Jugend, und die kleinen Mäuse horchten auf und sagten: „Nun, wie viel du gesehen hast! Wie glücklich du gewesen bist!“

„Ich?“ sagte der Tannenbaum und dachte über das, was er selbst erzählte, nach. „Ja, es waren im Grunde recht fröhliche Zeiten!“ -- Aber dann erzählte er vom Weihnachtsabend, wo er mit Zuckerwerk und Lichtern geschmückt war.

„O!“ sagten die kleinen Mäuse, „wie glücklich du gewesen bist, du alter Tannenbaum!“

„Ich bin gar nicht alt!“ sagte der Baum, „erst diesen Winter bin ich vom Walde gekommen! Ich bin nur sehr rasch gewachsen!“

„Wie schön du erzählst!“ sagten die kleinen Mäuse. Und in der nächsten Nacht kamen sie mit vier andern Mäuschen, die den Baum erzählen hören sollten, und je mehr er erzählte, desto deutlicher erinnerte er sich selbst an alles und dachte: „Es waren doch fröhliche Zeiten! Aber sie können wiederkehren! Klumpe-Dumpe fiel die Treppe hinunter und erhielt doch die Prinzessin; vielleicht bekomme ich auch eine Prinzessin!“ Und dann dachte der Tannenbaum an eine niedliche Birke draußen im Walde; das war für ihn eine wirkliche Prinzessin.

„Wer ist Klumpe-Dumpe?“ fragten die Mäuschen. Dann erzählte der Tannenbaum das Märchen; er konnte sich jedes Wortes entsinnen, und die Mäuse wollten vor lauter Freude bis an die Spitze des Baumes springen. In

der folgenden Nacht kamen noch mehr Mäuse, und am Sonntage sogar zwei Ratten. Aber die meinten, die Geschichte sei nicht hübsch, und das betrübte die kleinen Mäuse, denn nun gefiel sie ihnen auch nicht mehr recht.

„Wissen Sie nur die eine Geschichte?“ fragten die Ratten.

„Nur die eine!“ sagte der Baum; „die hörte ich an meinem glücklichsten Abend. Damals dachte ich nicht daran, wie glücklich ich doch war!“

„Das ist eine langweilige, schlechte Geschichte! Wissen Sie keine von Speck oder Talglicht? Keine Speisekammergeschichte?“

„Nein!“ sagte der Baum.

„Dann danken wir dafür!“ erwiderten die Ratten und gingen fort.

Die kleinen Mäuse blieben zuletzt auch weg, und da seufzte der Baum: „Es war doch ganz hübsch, als sie um mich herumsaßen und zuhörten, wie ich erzählte! Nun ist auch das vorbei! Aber ich werde daran denken, mich zu freuen, wenn ich wieder hervorgeholt werde.“ Das dauerte aber recht lange.

Endlich eines Morgens kamen Leute und wirtschafteten auf dem Boden; die Kasten wurden weggesetzt und der Baum hervorgezogen; sie warfen ihn freilich ziemlich hart hin, aber ein Diener schleppte ihn sogleich nach der Treppe, wo es hell war.

„Nun beginnt das Leben wieder!“ dachte der Baum; er fühlte die frische Luft, die ersten Sonnenstrahlen, und nun war er draußen im Hofe. Alles ging sehr rasch; der Baum vergaß ganz, sich selbst zu betrachten. Der Hof stieß an einen Garten, und alles blühte darin; die Rosen hingen frisch und duftend über das niedere Gitter hinaus, die Lindenbäume blühten, und die Schwalben flogen umher und zwitscherten: „Quirre-virre-vit, mein Mann ist kommen!“ Aber es war nicht der Tannenbaum, den sie meinten.

„Nun will ich leben!“ jubelte dieser und breitete seine Zweige weit aus, aber ach, sie waren alle vertrocknet und gelb, und er lag da im Winkel zwischen Unkraut und Nesseln! Der goldene Stern saß noch oben an der Spitze und glänzte im Sonnenschein.

Im Hofe spielten einige von den Kindern, die zu Weihnachten den Baum umtanzt hatten und so fröhlich gewesen waren. Eins lief hin und riß den Goldstern ab.

„Sieh, was da noch an dem alten, häßlichen Tannenbaum sitzt!" sagte es und trat auf die Zweige, so daß sie unter seinen Stiefeln knackten.

Und der Baum sah all die prachtvollen Pflanzen und Bäume im Garten, betrachtete sich dann selbst und wünschte, daß er in seinem dunkeln Winkel auf dem Boden liegen geblieben wäre; er dachte an seine frische Jugend im Walde, an den lustigen Weihnachtsabend und die kleinen Mäuse, die so gerne die Geschichte von Klumpe-Dumpe angehört hatten.

„Vorbei! Vorbei!" seufzte der arme Baum. „Hätte ich mich doch gefreut, als ich es noch konnte! Vorbei! Vorbei!"

Und der Knecht kam und hieb den Baum in viele kleine Stücke; ein ganzer Haufen lag da; ein großes Bündel wurde daraus gemacht und in die Küche getragen; hell flackerte es auf unter dem großen Braukessel. Der Baum seufzte tief und jeder Seufzer glich einem kleinen Schusse. Deshalb liefen die Kinder herbei und setzten sich vor das Feuer, blickten in dasselbe hinein und riefen: „Piff! Paff!" Aber bei jedem Knalle, der ein tiefer Seufzer war, dachte der Baum an einen Sommertag im Walde, oder an eine Winternacht, wenn die Sterne so hell funkelten; er dachte an den Weihnachtsabend und an Klumpe-Dumpe, das einzige Märchen, welches er gehört hatte und zu erzählen wußte, und dann war er verbrannt.

Die Knaben spielten im Garten, und der kleinste steckte den Goldstern an die Brust, den der Baum an seinem glücklichsten Abend getragen hatte. Aber der war vorbei und mit dem Baum war es auch vorbei!

Vorbei! Vorbei! So geht es mit allen Geschichten.

---

## Die wilden Schwäne.

Weit von hier, da, wohin die Schwalben fliegen, ehe der rauhe Winter mit Schnee und Eis zu uns kommt, wohnte einmal ein König, der elf Söhne und eine Tochter, Elisa, hatte. Die elf Prinzen gingen mit dem Orden auf der Brust und dem Säbel an der Seite in die Schule; sie schrieben mit Diamantgriffeln auf goldnen Tafeln und lernten ebensogut auswendig als sie lasen. Ihre Schwester Elisa saß auf einem Schemelchen von Spiegelglas und hatte ein kostbares Bilderbuch, welches für das halbe Königreich gekauft worden war.

O, die Kinder hatten es gut, aber es sollte nicht immer so bleiben! Ihr Vater verheiratete sich mit einer bösen Königin, die den Kindern gar nicht gut war. Gleich am ersten Tage konnten sie es recht gut merken; in dem ganzen Schlosse war große Festlichkeit, und da spielten die Kinder „Besuch"; aber anstatt daß sie sonst Kuchen und gebratene Äpfel erhielten, gab die neue Königin ihnen nur Sand in einem Schüsselchen und sagte, sie könnten ja tun, als ob es etwas wäre.

Die Woche darauf schickte sie die kleine Elisa auf das Land hinaus zu einem Bauernpaar, und nicht lange währte es, da redete sie dem König so viel Übles von den Prinzen vor, daß er sich gar nicht mehr um sie bekümmerte.

„Fliegt hinaus in die Welt und sorgt selbst für euch!" sagte die böse Königin; „fliegt als große Vögel ohne Stimme!" Aber so schlimm, wie sie wollte, konnte sie es doch nicht machen. Die Prinzen wurden elf herrliche Schwäne, und flogen mit einem sonderbaren Schrei hinaus über den Park und den Wald dahin.

Es war noch früh am Morgen, als sie da vorbeikamen, wo ihr Schwesterchen Elisa in der Stube des Landmanns schlief; hier schwebten sie über dem Dache und schlugen mit den Flügeln, aber niemand hörte oder sah es. Sie mußten wieder weiter hinaus in die weite Welt und so flogen sie denn nach einem großen Wald, der sich bis an den Strand des Meeres erstreckte.

Die kleine Elisa stand in der Stube des Landmanns und spielte mit einem grünen Blatte, denn sie hatte jetzt kein andres Spielzeug mehr; sie stach ein Loch in das Blatt, sah durch dasselbe gegen die Sonne, und da war es ihr gerade, als sähe sie ihrer Brüder klare Augen, und jedesmal, wenn die warmen Sonnenstrahlen sie beschienen, gedachte sie aller ihrer Küsse.

Ein Tag verging wie der andre. Strich der Wind durch die Rosenhecken draußen vor dem Hause, so flüsterte er den Rosen zu: „Wer kann schöner sein, als ihr?“ Aber die Rosen schüttelten die Köpfchen und sagten: „Elisa ist es!“ Und wenn die alte Bäurin am Sonntag vor der Haustüre saß und in ihrem Gesangbuch las, dann wendete der Wind die Blätter um und sagte zum Buch: „Wer kann frömmer sein, als du?“ — „Elisa ist es!“ sagte das Gesangbuch, und das war die reine Wahrheit, was die Rosen und das Gesangbuch sagten.

Als Elisa fünfzehn Jahre alt war, sollte sie wieder nach Hause kommen. Als aber die Königin sah, wie schön sie war, wurde sie ihr gram und hätte sie auch gern in einen wilden Schwan verwandelt, wie die Brüder, aber das wagte sie noch nicht, weil der König seine Tochter sehen wollte.

Frühmorgens ging die Königin in ihr Bad, welches von Marmor erbaut und aufs prächtigste mit seidenen Kissen und farbigen Decken geschmückt war, nahm drei Kröten, küßte sie und sagte zu der einen: „Setze dich auf Elisas Kopf, wenn sie in das Bad kommt, damit sie dumm wird wie du! — Setze dich auf ihre Stirn,“ sagte sie zur andern, „damit sie häßlich wird wie du! — Ruhe an ihrem Herzen,“ flüsterte sie der dritten zu, „laß sie deinen bösen Sinn erhalten!“ Dann setzte sie die Kröten in das Wasser, welches sogleich eine grüne Farbe erhielt, rief Elisa, zog sie aus und ließ sie in das Bad hinabsteigen. Indem Elisa untertauchte, setzte sich ihr die eine Kröte in das Haar, die andre auf die Stirn, und die dritte auf die Brust; aber Elisa schien es gar nicht zu merken. Als sie sich wieder emporrichtete, schwammen drei rote Mohnblumen auf dem Wasser. Wären die Tiere nicht giftig gewesen und von der Hexe geküßt worden, so wären sie in rote Rosen verwandelt worden, aber Blumen

wurden sie doch, weil sie auf dem Haupte und an dem Herzen Elisas geruht hatten. Sie war zu fromm und unschuldig, als daß der Zauber Macht über sie haben konnte.

Als die böse Königin das sah, rieb sie das Mädchen mit Walnußsaft ein, so daß sie schwarzbraun wurde, bestrich das hübsche Antlitz mit einer stinkenden Salbe und ließ das schöne Haar sich verwirren. Man konnte die schöne Elisa nicht wiedererkennen.

Daher erschrak ihr Vater sehr, als er sie erblickte, und sagte, sie sei nicht seine Tochter; niemand wollte sie wiedererkennen, außer dem Kettenhunde und den Schwalben, aber das waren arme Tiere. Was hatten die zu sagen!

Da weinte die arme Elisa bitterlich und dachte an ihre elf Brüder, die alle weg waren. Betrübt verließ sie das Schloß und ging den ganzen Tag bis in den großen Wald hinein. Sie wußte gar nicht, wohin sie wollte, aber sie sehnte sich nach ihren Brüdern, die sicher auch in die Welt hinaus gejagt waren. Die wollte sie suchen.

Da brach die Nacht herein und sie war ganz vom Wege gekommen. Darum legte sie sich auf das weiche Moos, betete ihr Abendgebet und lehnte ihr Haupt an einen Baumstumpf. Es war da ganz still, die Luft war mild und ringsumher im Grase und im Moose leuchteten viele hundert Johanniswürmchen.

Die ganze Nacht träumte sie von ihren Brüdern. Sie spielten wieder als Kinder. Die Brüder schrieben mit den Diamantgriffeln auf die Goldtafeln und betrachteten das herrliche Bilderbuch, welches das halbe Reich gekostet hatte, aber auf die Tafeln schrieben sie nicht wie früher Nullen und Striche, sondern die mutigen Taten, die sie vollführt, alles, was sie erlebt und gesehen hatten; und im Bilderbuch war alles lebendig, die Vögel sangen und die Menschen gingen aus dem Buch heraus und sprachen mit Elisa und ihren Brüdern; aber wenn sie das Blatt umwandte, sprangen sie sogleich wieder hinein, damit keine Verwirrung in den Bildern entstehen möchte.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch. Elisa konnte sie freilich nicht sehen, denn die hohen Bäume breiteten ihre Zweige weit aus, aber die Strahlen spielten zwischen

den Zweigen wie ein wehender Goldflor. Dem Laub der Bäume entströmte ein erquickender Duft und die Vögel setzten sich fast auf ihre Schultern. Sie hörte Wasser plätschern, das waren Quellen, die alle in einen See fielen. Freilich wuchsen dichte Büsche rings um denselben herum, aber an einer Stelle hatten die Hirsche eine große Öffnung gemacht, und hier ging Elisa zum Wasser hin. Das war so klar, daß sie, hätte der Wind nicht die Zweige und die Büsche berührt, so daß sie sich bewegten, geglaubt hätte, dieselben seien auf dem Boden abgemalt, so deutlich spiegelte sich jedes Blatt.

Sobald sie aber ihr Antlitz erblickte, erschrak sie heftig, so braun und häßlich war es; doch als sie mit ihrer kleinen Hand Augen und Stirn rieb, glänzte die weiße Haut wieder vor; da entkleidete sie sich und ging in das frische Wasser hinein.

Als sie sich wieder angekleidet und ihr langes Haar geflochten hatte, ging sie zur Quelle, trank aus der hohlen Hand und wanderte tiefer in den Wald hinein, ohne zu wissen, wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie gewiß nicht verlassen werde. Gott ließ die wilden Waldäpfel wachsen, um die Hungrigen zu sättigen; er zeigte ihr einen solchen Baum, dessen Zweige sich unter der Last der Früchte bogen. Hier hielt sie ihr Mittagsmahl und ging dann weiter, in den dunkelsten Teil des Waldes hinein. Da war es so still, daß sie ihre eignen Fußtritte hörte, wie jedes vertrocknete Blatt, das unter ihrem Fuße knisterte. Nicht ein Vogel war da zu sehen, nicht ein Sonnenstrahl konnte durch die dichten Baumzweige dringen; die Bäume standen so nahe beieinander, daß es Elisa fast schien, als ob ein Balkengitter sie umschließe. O, hier war eine Einsamkeit, wie sie solche noch nie gekannt hatte!

Die Nacht kam und es wurde ganz dunkel. Nicht ein einziger Johanniswurm leuchtete aus dem Moose, und betrübt legte sie sich nieder, um zu schlafen. Da schien es ihr, als ob die Baumzweige über ihr sich zur Seite bewegten und der liebe Gott mit milden Augen auf sie niederblickte, und kleine Engel sahen über seinen Kopf und unter seinen Armen hervor.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob sie geträumt habe, oder ob es wirklich so gewesen.

Sie ging vorwärts und begegnete einer alten Frau mit Beeren in dem Korbe. Die Alte gab ihr einige davon. Elisa fragte, ob sie nicht elf Prinzen durch den Wald habe reiten sehen.

„Nein,“ sagte die Alte, „aber ich sah gestern elf Schwäne mit goldnen Kronen hier in der Nähe schwimmen.“

Sie führte Elisa zu einem Abhange, an dessen Fuß ein kleiner Fluß vorüberlief. Die Bäume an seinen Ufern streckten ihre langen Zweige einander entgegen.

Elisa ging längs dem Flusse, bis dieser in den offenen Strand hinausfloß.

Das herrliche Meer lag vor dem jungen Mädchen; aber nicht ein Segel zeigte sich darauf, nicht ein Boot war da zu sehen. Sie betrachtete die kleinen Steine am Ufer; das Wasser hatte sie alle rund geschliffen. Glas, Eisen, Steine hatten die Gestalt des Wassers angenommen, welches doch viel weicher war, als ihre feine Hand. „Das rollt unermüdlich fort und fort und so ebnet sich das Harte, ich will ebenso unermüdlich sein. Dank für eure Lehre, ihr rollenden Wogen; einst, das sagt mir mein Herz, werdet ihr mich zu meinen Brüdern tragen!“

Auf dem Seegrase am Ufer lagen elf weiße Schwanenfedern; sie sammelte dieselben, es lagen Wassertropfen darauf, als ob es Tränen wären. Einsam war es am Strande, aber sie fühlte es nicht; denn das Meer bot ewige Abwechslung dar, ja in wenigen Stunden mehr, als die Landseen in einem ganzen Jahr. Kam da eine schwarze Wolke, so war es, als ob die See sagen wollte: ich kann auch finster aussehen, und blies dann der Wind, so tanzten die Wellen in Kleidern von weißem Schaum; schienen aber die Wolken rot und ruhten die Winde, so war das Meer einem Rosenblatte gleich; bald wurde es grün, bald weiß; aber wie still es auch ruhen mochte, am Ufer war doch eine leise Bewegung; das Wasser hob sich schwach, wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne in das Meer sank, sah Elisa elf wilde Schwäne mit Goldkronen dem Lande zufliegen. Einer schwebte hinter dem andern, so daß es aussah wie ein langes weißes Band. Elisa verbarg sich da hinter einem Busche;

die Schwäne aber ließen sich nahe bei ihr nieder und schlugen mit ihren großen Schwingen.

Sowie die Sonne untergegangen war, fielen plötzlich die Schwanenhäute und elf stattliche Prinzen, Elisas Brüder, standen da. Sie stieß einen lauten Schrei aus, denn obwohl die Brüder sich sehr verändert hatten, so fühlte Elisa doch, daß sie es sein mußten. Sie rief sie bei Namen, umarmte sie zärtlich und die Brüder waren ganz glücklich, als sie ihre Schwester erkannten und sahen, wie groß und schön sie geworden war. Sie lachten und weinten, und bald hatten sie einander erzählt, wie grausam ihre Stiefmutter gegen sie alle gewesen war.

„Wir Brüder“, sagte der älteste, „fliegen als wilde Schwäne, solange die Sonne am Himmel steht; sobald sie untergegangen ist, erhalten wir unsre menschliche Gestalt wieder. Deshalb müssen wir immer dafür sorgen, daß wir beim Sonnenuntergang Grund und Boden unter den Füßen haben; denn fliegen wir dann noch in der Luft, so müssen wir, als Menschen, in die Tiefe hinunterstürzen. Hier wohnen wir nicht; es liegt ein ebenso schönes Land wie dieses jenseits der See, aber der Weg dahin ist weit, wir müssen über das Meer, und es findet sich keine Insel auf unsrem Wege, wo wir übernachten können, nur eine einsame Klippe ragt aus dem Meere hervor, aber sie ist nicht größer, als daß wir eben dicht nebeneinander darauf ruhen können. Ist die See stark bewegt, so spritzt das Wasser hoch über uns weg, aber doch danken wir Gott für diesen Zufluchtsort. Da übernachten wir in unsrer Menschengestalt; ohne diese Klippe könnten wir nie unser Vaterland besuchen, denn zwei der längsten Tage des Jahres brauchen wir zu unsrem Fluge. Nur einmal jährlich dürfen wir unsre Heimat besuchen; elf Tage können wir hier bleiben und über den großen Wald hinfliegen, von wo wir das Schloß erblicken können, wo wir geboren wurden und wo unser Vater wohnt, den hohen Kirchturm sehen, wo die Mutter begraben ist. Hier ist unser Vaterland, hierher zieht es uns und hier haben wir dich, du liebe Schwester, gefunden! Zwei Tage können wir noch hier bleiben, dann müssen wir fort über das Meer nach einem herrlichen Lande, welches aber nicht unser Vaterland ist.

Wie nehmen wir dich mit? Wir haben weder Schiff noch Boot!"

Sie unterhielten sich fast die ganze Nacht, und schlummerten nur wenig.

Elisa erwachte durch das Rauschen der Schwanenflügel. Die Brüder waren wieder verwandelt und flogen über ihr in großen Kreisen und zuletzt weit weg. Nur der eine von ihnen, der jüngste, blieb zurück und legte seinen Kopf in ihren Schoß und sie streichelte seine Flügel; den ganzen Tag waren sie beisammen. Gegen Abend kamen die andern zurück, und als die Sonne untergegangen war, standen sie wieder in Menschengestalt da.

„Morgen fliegen wir von hier weg und kehren nicht vor Ablauf eines ganzen Jahres zurück, aber dich können wir nicht so verlassen! Hast du Mut mitzukommen? Wir können dich über den Wald tragen, sollten da alle unsre



Flügel zusammen nicht stark genug sein, um mit dir über das Meer zu fliegen?"

„Ja, nehmt mich mit!" sagte Elisa.

Die ganze Nacht brachten sie damit zu, ein starkes Netz aus Weidenrinde und Schilf zu flechten. Auf dieses legte sich Elisa, und als die Sonne kam, und die Brüder in Schwäne verwandelt wurden, ergriffen sie das Netz mit ihren Schnäbeln und flogen mit ihrer lieben Schwester, die noch schlief, in die Luft. Die Sonnenstrahlen fielen ihr gerade auf das Antlitz, deswegen flog einer der Schwäne über ihr Haupt, damit er sie mit seinen Flügeln beschatten möchte.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Elisa erwachte;

sie glaubte noch zu träumen, so sonderbar kam es ihr vor, über das Meer getragen zu werden. An ihrer Seite lag ein Zweig mit reifen Beeren und ein Bund wohlschmeckender Wurzeln; diese hatte der jüngste der Brüder ihr gesammelt. Sie lächelte ihn dankbar an, denn sie erkannte ihn, er war es, der über ihrem Haupte flog und sie mit den Flügeln beschattete.

Sie waren so hoch, daß das erste Schiff, welches sie unter sich erblickte, eine weiße Möwe zu sein schien, die auf dem Wasser lag. Eine große Wolke stand hinter ihnen, das war ein Berg und auf diesem sah Elisa ihren eigenen Schatten und den der elf Schwäne in riesiger Größe. Doch als die Sonne höher stieg und die Wolke weiter zurück blieb, verschwand das Schattenbild.

Den ganzen Tag flogen sie fort, aber es ging doch langsamer als sonst, sie hatten ja die Schwester zu tragen. Da zog ein böses Wetter auf und der Abend näherte sich; ängstlich sah Elisa die Sonne sinken, und noch war die einsame Klippe im Meer nicht zu erblicken. Es kam ihr vor, als machten die Schwäne stärkere Schläge mit den Flügeln. Ach! sie war schuld daran, daß sie nicht rasch genug fortkamen. Wenn die Sonne untergegangen war, so wurden sie Menschen, mußten in das Meer stürzen und ertrinken. Da betete sie inbrünstig zum lieben Gott, aber noch erblickte sie keine Klippe. Die starken Windstöße verkündeten einen Sturm; die Wolken standen in einer einzigen großen, düstern Welle da, welche fast wie geschmolzenes Blei vorwärts schoß, Blitz leuchtete auf Blitz.

Jetzt war die Sonne gerade am Rande des Meeres. Elisa bebte; da schossen die Schwäne hinab, so schnell, daß sie zu fallen glaubte; aber nun schwebten sie wieder. Die Sonne war halb unter dem Wasser, da erblickte sie erst die kleine Klippe unter sich, sie sah nicht größer aus, als wie ein Seehund. Die Sonne sank rasch; da berührte ihr Fuß den festen Grund und die Sonne erlosch gleich einem Funken. Arm in Arm sah sie die Brüder um sich stehen, aber mehr Platz, als gerade für diese und für sie, war auch nicht da. Die See schlug gegen die Klippe und ging über sie hin; der Himmel leuchtete in einem fortwährenden Feuer, und Schlag

auf Schlag krachte der Donner, aber Schwester und Brüder hielten einander fest, sprachen sich Mut zu und sangen Choräle, aus welchen sie Trost schöpften.

Am Morgen war die Luft rein und still, und sobald die Sonne aufging, flogen die Schwäne mit Elisa von der Insel fort. Das Meer ging noch hoch, es sah aus, als ob der weiße Schaum auf der See Millionen Schwäne wären.

Als die Sonne höher stieg, sah Elisa vor sich ein Bergland mit glänzenden Eismassen auf den Felsen, und mitten darauf erhob sich ein meilenlanges Schloß mit stolzen Säulengängen; unten wogten Palmenwälder und Prachtblumen, so groß wie Mühlräder. Sie fragte, ob dies das Land sei, wohin sie wollten, aber die Schwäne schüttelten mit dem Kopfe, denn das, was sie sah, war der Fata Morgana herrliches, immer wieder wechselndes Wolkenschloß; da durften sie keinen Menschen hineinbringen. Elisa schaute es staunend an: da stürzten Berge, Wälder und Schloß zusammen, und zwanzig stolze Kirchen mit hohen Türmen und spitzen Fenstern standen da. Sie glaubte die Orgel zu hören, aber es war nur das Meer. Nun war sie den Kirchen ganz nahe; da wurden diese plötzlich zu einer Flotte, die unter ihr dahin segelte; es waren aber nur Meernebel, die über dem Wasser hinglitten. Ewige Abwechslung hatte sie vor Augen; endlich sah sie das wirkliche Land, nach dem sie hin wollten. Da erhoben sich die herrlichsten Berge mit Zedernwäldern, Städten und Schlössern. Ehe die Sonne unterging, saß sie vor einer großen Höhle, die mit grünen Schlingpflanzen bewachsen war; es sah aus, als wären es gestickte Teppiche.

„Nun wollen wir sehen, was du heute nacht hier träumst!“ sagte der jüngere Bruder und zeigte ihr ihre Schlafkammer.

„Wolle der Himmel, daß ich träumen möge, wie ich euch erretten kann!“ sagte sie, und dieser Gedanke beschäftigte sie dann lebhaft. Sie betete inbrünstig zu Gott um seine Hilfe, ja selbst im Schlafe betete sie fort. Da kam es ihr vor, als ob sie zu Fata Morganas Wolkenschloß fliege, und die Fee kam ihr entgegen, so schön und glänzend, und doch glich sie ganz der alten Frau, die ihr Beeren im Walde gegeben, und ihr von den Schwänen mit Goldkronen erzählt hatte.

„Deine Brüder können erlöst werden!“ sagte sie, „aber hast du Mut? Wohl ist das Wasser weicher als deine feinen Hände, und doch formt es die Steine um, aber es fühlt nicht die Schmerzen, die deine Finger fühlen werden, und leidet nicht die Angst, die du aushalten mußt. Siehst du die Brennessel, die ich in meiner Hand halte? Von der Art wachsen viele rings um die Höhle, wo du schläfst. Diese mußt du pflücken, obgleich sie deine Haut voll Blasen brennen werden. Brich die Nesseln mit deinen Füßen, so erhältst du Flachs, mit dem du elf Panzerhemden mit langen Ärmeln flechten mußt; wirf diese über die elf Schwäne, so ist der Zauber gelöst. Aber bedenke wohl, daß du von dem Augenblicke, wo du diese Arbeit beginnst, bis sie vollendet ist, nicht sprechen darfst; das erste Wort, welches du sprichst, geht wie ein Dolch in deiner Brüder Herz. An deiner Zunge hängt ihr Leben. Merke dir das alles!“

Die Fee berührte ihre Hand mit der Nessel. Es brannte wie Feuer und Elisa erwachte. Es war heller Tag. Wo sie geschlafen hatte, lag eine Nessel wie die, welche sie im Traume gesehen hatte. Da fiel sie auf ihre Kniee, dankte dem lieben Gott, und ging aus der Höhle hinaus, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff sie in die häßlichen Nesseln, große Blasen brannten sie an ihren Händen und Armen, aber gern wollte sie es leiden, wenn sie die lieben Brüder dadurch befreien konnte. Sie brach jede Nessel mit den nackten Füßen und flocht den grünen Flachs.

Als die Sonne untergegangen war, kamen die Brüder und erschraken, Elisa stumm zu finden. Sie glaubten, es sei ein neuer Zauber der bösen Stiefmutter; aber als sie ihre Hände sahen, begriffen sie, was ihre Schwester ihrethalben tue, und der jüngste Bruder weinte, und wohin seine Tränen fielen, da verschwanden die brennenden Blasen.

Die Nacht brachte sie bei ihrer Arbeit zu, denn sie fand keine Ruhe, bevor sie die Brüder erlöst hatte; den folgenden Tag, während die Schwäne fort waren, saß sie wieder in ihrer Einsamkeit, aber nie war ihr die Zeit so schnell vergangen. Ein Panzerhemd war schon fertig, nun fing sie das

zweite an. Da ertönte ein Jagdhorn, sie wurde von Furcht ergriffen, und als sie ganz in der Nähe Hundegebell hörte, floh sie in die Höhle, band die Nesseln, die sie gesammelt hatte, in ein Bund zusammen und setzte sich darauf.

Da kam ein großer Hund herangesprungen, und gleich darauf wieder einer, und noch einer; sie bellten laut, liefen zurück und kamen wieder. Es währte nicht lange, so standen alle Jäger vor der Höhle, und der schönste unter ihnen war der König des Landes. Dieser trat auf Elisa zu — nie hatte er ein schöneres Mädchen gesehen.

„Wie bist du hierher gekommen, du herrliches Kind?" sagte er. Elisa schüttelte das Haupt, sie durfte ja nicht sprechen, es galt ihrer Brüder Erlösung. Sie verbarg ihre Hände unter der Schürze, damit der König nicht sehe, was sie leiden müsse.

„Komm mit mir!" sagte er. „Bist du so gut, wie du schön bist, so will ich dich in Seide und Samt kleiden, die Goldkrone dir auf das Haupt setzen, und du sollst in meinem schönsten Schlosse wohnen!" — und dann hob er sie auf sein Pferd. Sie weinte und rang ihre Hände, aber der König sagte: „Ich will nur dein Glück! Einst wirst du mir dafür danken." Dann ritt er fort und hielt sie vorn auf dem Pferde, und die Jäger ritten hinterher.

Als die Sonne unterging, lag die schöne Königsstadt vor ihnen, und der König führte sie in das Schloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorsälen plätscherten, wo Wände und Decke von Gemälden prangten, aber Elisa weinte und trauerte. Willig ließ sie sich königliche Kleider anlegen, Perlen in ihre Haare flechten und feine Handschuhe über die verbrannten Finger ziehen.

Als sie nun in all ihrer Pracht dastand, war sie so schön, daß der Hof sich noch tiefer vor ihr verneigte, und der König erkor sie zu seiner Braut, obgleich der Haushofmeister meinte, daß das schöne Waldmädchen sicher eine Hexe sei.

Aber der König hörte nicht darauf, ließ die Musik erschallen, die köstlichsten Gerichte auftragen, die anmutigsten Mädchen um sie tanzen, und sie wurde durch duftende Gärten in prächtige Säle geführt. Aber nicht ein Lächeln kam auf ihre Lippen oder sprach aus ihren Augen, die voll Trauer



Sie verbarg ihre Hände unter der Schürze. (S. 26.)

waren. Dann öffnete der König eine kleine Kammer dicht daneben, wo sie schlafen sollte. Sie war mit prachtvollen grünen Teppichen geschmückt und glich ganz der Höhle, in der sie gewesen war. Auf dem Fußboden lag das Bund Flachs, welches sie aus den Nesseln gesponnen hatte, und unter der Decke hing das fertige Panzerhemd. Alles dieses hatte ein Jäger als eine Seltenheit mitgenommen.

„Hier kannst du dich in deine frühere Heimat zurückträumen!" sagte der König. „Hier ist die Arbeit, die dich dort beschäftigte; mitten in aller Pracht wird es dich erfreuen, an jene Zeit zurückzudenken."

Als Elisa das Panzerhemd und den Flachs sah, spielte ein Lächeln um ihren Mund, und das Blut kehrte in die Wangen zurück. Sie dachte an die Erlösung ihrer Brüder und küßte des Königs Hand; er drückte sie an sein Herz und ließ das Hochzeitsfest verkünden. Das schöne, stumme Mädchen aus dem Walde war des Landes Königin. Das sahen aber die Leute vom Hofe des Königs und besonders der Haushofmeister nicht gerne. Der letztere flüsterte dem Könige böse Worte zu, aber sie drangen nicht bis zu seinem Herzen. Die Königin blieb stumm, ein Wort würde ja ihren Brüdern das Leben gekostet haben, aber in ihren Augen sprach sich eine innige Liebe zu dem guten Könige aus, der alles tat, um sie zu erfreuen. Sie gewann ihn täglich lieber und wünschte nur, daß sie ihm ihre Leiden klagen dürfte! Aber stumm mußte sie ihr Werk vollbringen. Deshalb schlich sie Nachts in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geschmückt war, und strickte ein Panzerhemd nach dem andern; aber als sie das siebente begann, hatte sie keinen Flachs mehr.

Auf dem Kirchhof wuchsen die Nesseln, die sie brauchen konnte, aber selbst mußte sie diese pflücken; wie sollte sie nun da hinaus gelangen?

„O, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz erduldet!" dachte sie, „ich muß es wagen! Der liebe Gott wird mir helfen!" Mit Herzensangst schlich sie sich in der mondhellen Nacht in den Garten hinunter und ging durch die langen Alleen nach dem Kirchhofe hinaus. Da sah sie auf einem Leichensteine häßliche Hexen sitzen. Elisa mußte an ihnen vorbei, und sie hefteten

ihre bösen Blicke auf sie, aber sie betete still, sammelte die Nesseln und trug sie heim.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen, nämlich der Haushofmeister. Nun hatte er also doch recht gehabt, daß die Königin eine Hexe sei; deshalb hatte sie den König und das ganze Volk betört! Sofort berichtete er dem König, was er gesehen. Als die harten Worte seiner Zunge entströmten, schüttelten die alten Bilder an den Wänden ihre Köpfe, als wenn sie sagen wollten: „Es ist nicht wahr, Elisa ist unschuldig!“ Doch der Haushofmeister meinte, daß sie gegen die Königin zeugten, daß sie über ihre Sünden mit den Köpfen schüttelten. Da rollten Tränen über des Königs Wangen herab und er ging nach Hause mit Zweifel in seinem Herzen. Er stellte sich, als ob er schlafe, aber es kam kein Schlaf in seine Augen, er merkte, wie Elisa aufstand; jede Nacht wiederholte sie dieses, und jedesmal ging er leise nach und sah, wie sie in ihrer Kammer verschwand.

Täglich wurde er finsterer. Elisa sah es, begriff aber nicht warum, es ängstigte sie, und noch mehr litt sie in ihrem Herzen für ihre Brüder. Auf den königlichen Purpur flossen ihre heißen Tränen, sie lagen da wie Diamanten, und alle, welche die Pracht sahen, wünschten Königin zu sein. Sie war bald mit ihrer Arbeit fertig, nur ein Panzerhemd fehlte noch; aber Flachs hatte sie auch nicht mehr. Einmal noch mußte sie daher nach dem Kirchhof und einige Hände voll pflücken. Sie dachte mit Sorge an diese Wanderung und an die schrecklichen Hexen; aber ihr Wille stand fest, wie ihr Vertrauen auf Gott.

Elisa ging, aber der König und der Haushofmeister gingen nach. Sie sahen sie auf dem Kirchhofe verschwinden, und als sie sich näherten, saßen die Hexen auf dem Grabsteine. Der König wendete sich ab; denn unter diesen, glaubte er, sei die, deren Haupt noch diesen Abend an seiner Brust geruht hatte.

„Das Volk muß sie verurteilen!“ sagte er, und das Volk urteilte, sie solle verbrannt werden. Aus dem Königspalaste wurde sie in ein dunkles Gefängnis geführt, anstatt Samt und Seide gab man ihr das Bund Nesseln, welches sie gesammelt hatte, darauf konnte sie ihr Haupt legen; die Panzer-

hemden, die sie gestrickt hatte, sollten ihre Decke sein, aber nichts Lieberes konnte man ihr geben. Sie nahm wieder ihre Arbeit auf und betete zu Gott. Draußen sangen die Straßenbuben Spottlieder auf sie und niemand tröstete sie mit einem freundlichen Worte.

Da sauste gegen Abend dicht beim Gitter ein Schwanenflügel; es war der jüngste der Brüder, der die Schwester gefunden hatte, und sie weinte vor Freude, obgleich sie dachte, daß diese Nacht wahrscheinlich die letzte sein werde, die sie zu leben habe. Aber nun war ja auch die Arbeit fast beendet, und die Brüder waren hier.

Der Geistliche kam nun, um die letzte Stunde bei ihr zu sein. Aber sie schüttelte mit dem Haupte und bat mit Blick und Mienen, er möge gehen. In dieser Nacht mußte sie ihre Arbeit vollenden, sonst war alles vergebens: ihr Schmerz, ihre Tränen und ihre schlaflosen Nächte. Der Geistliche ging kopfschüttelnd weg und Elisa fuhr in ihrer Arbeit fort.

Die kleinen Mäuse liefen auf dem Fußboden und schleppten Nesseln zu ihren Füßen hin, und eine Drossel setzte sich an das Gitter des Fensters und sang die ganze Nacht, damit Elisa den Mut nicht verliere.

Es war noch Morgendämmerung, da standen die elf Brüder an der Pforte des Schlosses und verlangten, vor den König geführt zu werden. Das könne nicht geschehen, wurde geantwortet, der König schlafe und dürfe nicht geweckt werden. Sie baten, sie drohten, die Wache kam, ja selbst der König trat heraus und fragte, was das bedeute; da ging die Sonne auf, und es waren keine Brüder mehr zu sehen, aber über das Schloß flogen elf wilde Schwäne hin.

Aus der Stadt strömte das Volk und wollte die Hexe verbrennen sehen. Ein alter Gaul zog den Karren, auf dem sie saß; man hatte ihr einen groben Kittel angetan, ihr Haar hing lose um das schöne Haupt, ihre Wangen waren totenbleich und ihre Lippen bewegten sich leise, während die Finger immerzu den Flachs flochten. Selbst auf dem Wege zu ihrem Tode unterbrach sie die Arbeit nicht, die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem elften strickte sie. Der Pöbel verhöhnte sie: „Sieh die Hexe, wie sie

murmelt! Kein Gesangbuch hat sie in der Hand, nein, mit ihrem Zauberwerk sitzt sie da. Reißt es ihr in Stücke!"

Man wollte die Panzerhemden zerreißen. Da kamen elf Schwäne geflogen, die setzten sich rings um sie auf den Karren und schlugen mit ihren großen Flügeln, so daß der Haufen erschrocken zur Seite wich.

„Das ist ein Zeichen des Himmels! Sie ist sicher unschuldig!" flüsterten viele, aber sie wagten nicht, es laut zu sagen.

Nun ergriff sie der Henker bei der Hand. Da warf sie schnell die elf Panzerhemden über die Schwäne und alsbald standen elf schöne Prinzen da; aber der jüngste hatte einen Schwanenflügel anstatt des einen Armes, denn es fehlte ein Ärmel in seinem Panzerhemde, den hatte sie nicht fertig bekommen.

„Nun darf ich sprechen!" sagte sie, „ich bin unschuldig."

Als das Volk dies sah, neigte es sich vor ihr, wie vor einer Heiligen; aber sie sank ohnmächtig in der Brüder Arme.

„Ja, unschuldig ist sie!" sagte der älteste Bruder, und nun erzählte er alles, was da geschehen war. Aber während er sprach, verbreitete sich ein Duft, wie von Millionen Rosen, denn jedes Stück Holz im Scheiterhaufen hatte Wurzel geschlagen und trieb Zweige! Da stand eine duftende Hecke mit roten Rosen; ganz oben saß eine Blume, welche leuchtete wie ein Stern. Die brach der König und steckte sie an Elisas Brust; da erwachte sie, mit Frieden und Glückseligkeit im Herzen.

Alle Kirchenglocken läuteten von selbst, und die Vögel kamen in großen Zügen. Es ging ein Hochzeitszug zurück zum Schlosse, wie ihn noch kein König gesehen hatte.

---

## Der große Klaus und der kleine Klaus.

In einem Dorfe wohnten zwei Männer, die beide Klaus hießen. Weil aber der eine vier Pferde hatte und der andre nur eins, so nannte man den, welcher vier Pferde

hatte, den großen Klaus, und den, welcher nur ein Pferd hatte, den kleinen Klaus. Jetzt wollen wir hören, wie es ihnen erging, denn es ist eine wahre Geschichte.

In der Woche mußte der kleine Klaus für den großen Klaus pflügen und ihm sein Pferd leihen; dann half der große Klaus ihm wieder mit seinen vier Pferden, aber nur einmal wöchentlich, am Sonntag. Hussa! Wie klatschte der kleine Klaus mit seiner Peitsche über alle fünf Pferde; am Sonntag waren sie ja so gut wie sein! Die Sonne schien prächtig, und alle Glocken läuteten, die Leute gingen geputzt mit dem Gesangbuch unter dem Arme zur Kirche, den Pfarrer predigen zu hören; sie sahen den kleinen Klaus,



der mit fünf Pferden pflügte; aber der war so vergnügt, daß er immer mit der Peitsche klatschte und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„Das kannst du nicht sagen," sagte der große Klaus, „das eine Pferd ist ja nur dein!"

Als aber wieder jemand vorbeiging, vergaß der kleine Klaus, daß er es nicht sagen sollte, und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„Ja, nun muß ich aber bitten, es bleiben zu lassen!" sagte der große Klaus; „denn wenn du es noch einmal sagst, so schlage ich dein Pferd vor den Kopf, daß es gleich tot ist!"

„Ich will es gewiß nicht mehr sagen!" sagte der kleine Klaus. Aber als wieder Leute herbeikamen und ihn grüß-

ten, wurde er fröhlich und meinte, es sähe doch sehr gut aus, daß er fünf Pferde habe, sein Feld zu pflügen; dann klatschte er abermals mit der Peitsche und rief: „Hü, alle meine Pferde!"

„Ich werde deine Pferde hüen!" schrie der große Klaus, ergriff einen Knüppel und schlug das Pferd des kleinen Klaus vor den Kopf, daß es auf der Stelle tot war.

„Ach, nun habe ich kein Pferd mehr!" klagte der kleine Klaus und fing an zu weinen. Darauf zog er dem Pferde die Haut ab und ließ sie gut trocken werden, steckte sie dann in einen Sack und ging nach der Stadt, um seine Pferdehaut zu verkaufen. Dazu mußte er einen weiten Weg machen und durch einen großen, finstern Wald. Da es nun sehr schlechtes Wetter wurde, so verirrte er sich gänzlich, und ehe er wieder auf den rechten Weg kam, war es Abend und allzuweit, um vor Einbruch der Nacht zur Stadt oder wieder nach Hause zu kommen.

Da lag am Wege ein großer Bauernhof; die Fensterladen waren schon geschlossen, aber das Licht konnte doch zwischen denselben durchscheinen. „Da werde ich wohl die Nacht bleiben können," dachte der kleine Klaus und ging hin, um anzuklopfen. Die Bauernfrau öffnete, aber als sie hörte, was er wollte, sagte sie, er möge weitergehen, denn ihr Mann sei nicht zu Hause, und sie nehme keinen Fremden auf.

„Gut, dann muß ich draußen bleiben," sagte der kleine Klaus, und die Bauernfrau schlug ihm die Türe vor der Nase zu. Dicht dabei stand ein großer Heuschober, und zwischen diesem und dem Hause ein kleiner Schuppen mit einem flachen Strohdache.

„Da oben kann ich liegen!" dachte der kleine Klaus, „das ist ein prächtiges Bett. Der Storch fliegt nicht herunter und beißt mich in die Beine." Denn oben auf dem Dache stand ein lebendiger Storch, welcher dort sein Nest hatte.

Schnell kletterte der kleine Klaus auf den Schuppen, wo er sich recht bequem bettete. Da die Laden vor den Fenstern oben nicht zuschlossen, so konnte er gerade in die Stube hineinblicken. Dort war ein Tisch gedeckt mit Wein und Braten und einem herrlichen Fische darauf; die Bauern-

frau und der Küster saßen bei Tische, sie schenkte ihm ein und er nahm von dem Fische, denn Fisch war sein Leibgericht.

„Wer doch auch etwas davon erhalten könnte!“ dachte der kleine Klaus, und sah gegen das Fenster hin. Auch einen herrlichen Kuchen sah er dort stehen.

Plötzlich hörte er jemand auf der Landstraße gegen das Haus geritten kommen; das war der Mann der Bauernfrau, der von seiner Reise zurückkehrte. Er war ein sehr guter Mann, aber er besaß die Eigentümlichkeit, daß er keinen Küster sehen konnte; kam ihm ein Küster vor die Augen, so konnte er ganz rasend werden. Daher war auch der Küster zu der Frau gegangen, um ihr guten Tag zu sagen, weil er wußte, daß der Mann nicht zu Hause war; und die gute Frau setzte ihm deshalb das herrlichste Essen vor, was sie hatte. Als sie aber den Mann kommen hörten, erschraken beide, und die Frau bat den Küster, schnell in eine große Kiste zu kriechen. Das tat er, denn er wußte ja, daß der arme Mann keinen Küster sehen konnte. Die Frau versteckte schnell das herrliche Essen und den Wein in ihren Backofen, denn hätte der Mann das gesehen, so hätte er sicher gefragt, was es zu bedeuten habe.

„O weh!“ seufzte der kleine Klaus oben auf dem Schuppen, als er das Essen verschwinden sah.

„Ist jemand dort oben?“ fragte der Bauer und sah nach dem kleinen Klaus hinauf. „Weshalb liegst du dort? Komm lieber in die Stube.“

Nun erzählte der kleine Klaus, wie er sich verirrt habe, und bat, daß er die Nacht hier bleiben dürfe.

„Ja freilich!“ sagte der Bauer; „aber wir müssen zuerst etwas zu essen haben!“

Die Frau empfing beide sehr freundlich und gab ihnen eine große Schüssel Grütze. Der Bauer aß mit großem Appetit, aber der kleine Klaus mußte immer an den herrlichen Braten, Fisch und Kuchen im Ofen denken.

Unter den Tisch hatte er den Sack mit der Pferdehaut gelegt. Die Grütze wollte ihm nicht schmecken, darum trat er auf seinen Sack, und die trockne Haut im Sacke knarrte laut.

„St!“ sagte der kleine Klaus zu seinem Sacke, trat aber gleich wieder darauf; da knarrte die Haut lauter als zuvor.

„Ei, was hast du denn in deinem Sacke?" fragte der Bauer.

„O, das ist ein Zauberer!" sagte der kleine Klaus. „Er sagt, wir sollten keine Grütze essen, denn er habe den ganzen Ofen voll von Braten, Fischen und Kuchen gehext."

„Potztausend!" sagte der Bauer und riß schnell den Ofen auf, wo er all die prächtigen Speisen sah, welche die Frau dort verborgen hatte, die aber, wie er glaubte, der Zauberer im Sacke für sie in den Ofen gehext habe. Die Frau durfte nichts sagen, sondern setzte sogleich die Speisen auf den Tisch, und so aßen beide vom Fische, vom Braten und von dem Kuchen. Nun trat der kleine Klaus wieder auf seinen Sack, daß die Haut knarrte.

„Was sagt er jetzt?" fragte der Bauer.

„Er sagt," erwiderte der kleine Klaus, „daß er auch drei Flaschen Wein für uns hergehext habe; sie stehen dort in der Ofenecke!" Nun mußte die Frau den Wein holen, und der Bauer trank und wurde sehr lustig. Einen solchen Zauberer, wie ihn der kleine Klaus im Sacke hatte, hätte er doch gar zu gern gehabt.

„Kann dein Zauberer auch den Teufel hervorhexen?" fragte der Bauer; „ich möchte ihn wohl einmal sehen!"

„Ja," sagte der kleine Klaus, „mein Zauberer kann alles, was ich will. Nicht wahr?" fragte er und trat auf den Sack, daß es knarrte. „Hörst du? Er sagt: Ja! Aber der Teufel sieht sehr häßlich aus; wir wollen ihn lieber nicht sehen!"

„O, mir ist gar nicht bange. Wie mag er wohl aussehen?"

„Er sieht leibhaftig wie ein Küster aus."

„Hu!" sagte der Bauer, „das ist häßlich! Ihr müßt nämlich wissen, ich kann keinen Küster sehen! Aber es tut nichts; ich weiß ja, daß es der Teufel ist; so werde ich mich wohl schon darein finden! Nun, ich habe Mut! Allein er darf mir nicht zu nahe kommen."

„Paßt auf! Ich will jetzt meinen Zauberer fragen," sagte der kleine Klaus, trat auf den Sack und hielt sein Ohr hin.

„Was sagt er?"

„Er sagt, Ihr sollt die Kiste aufmachen, die dort in der Ecke steht, so werdet Ihr den Teufel sehen; aber Ihr müßt den Deckel festhalten, daß er nicht entwischt.“

„Wollt Ihr mir helfen?“ sagte der Bauer und ging zu der Kiste hin, wo die Frau den wirklichen Küster verborgen hatte, welchem wind und weh bei der Geschichte war.

Der Bauer öffnete den Deckel ein wenig und sah in die Kiste. „Hu!“ schrie er und sprang zurück. „Ja, nun habe ich den Teufel gesehen; er sah ganz aus, wie unser Küster.“ Darauf tranken sie noch bis in die tiefe Nacht hinein.

„Den Zauberer mußt du mir verkaufen,“ sagte der Bauer. „Fordere dafür, was du willst! Ja, ich gebe dir gleich einen ganzen Scheffel voll Geld!“

„Nein, das kann ich nicht,“ sagte der kleine Klaus. „Bedenke doch, wie viel mir mein Zauberer einbringen kann!“

„Ach, ich möchte ihn so gerne haben!“ sagte der Bauer und bot immer mehr.

„Nun,“ sagte der kleine Klaus zuletzt, „da du mir diese Nacht Obdach gegeben hast, so sollst du den Zauberer für einen Scheffel voll Geld haben; aber der Scheffel muß gehäuft voll sein!“

„Das sollst du bekommen,“ sagte der Bauer. „Aber die Kiste dort mußt du mit dir nehmen; ich will sie nicht länger im Hause haben; man kann nicht wissen, vielleicht sitzt er noch drin.“

Der kleine Klaus gab dem Bauer seinen Sack mit der trocknen Haut, und bekam einen gehäuften Scheffel voll Geld dafür. Der Bauer schenkte ihm noch dazu einen Karren, um das Geld und die Kiste fortzufahren.

„Lebe wohl!“ sagte der kleine Klaus, und fuhr mit seinem Gelde und der großen Kiste, worin noch der Küster saß, davon.

Auf der andern Seite des Waldes war ein großer Fluß; das Wasser floß so reißend, daß man kaum gegen den Strom schwimmen konnte; man hatte eine große Brücke darüber gebaut. Mitten auf der Brücke hielt der kleine Klaus an, und sagte ganz laut, damit der Küster in der Kiste es hören könne: „Was soll ich doch mit der dummen Kiste machen? Sie ist so schwer, als ob Steine drin wären! Ich werde nur

müde davon, wenn ich sie weiter fahre; ich will sie in den Fluß werfen.“ Nun hob er die Kiste ein wenig auf, als ob er sie in das Wasser werfen wollte.

„Halt! Halt! Laß das sein!“ rief der Küster in der Kiste. „Laß mich erst hinaus!“

„Hu,“ sagte der kleine Klaus und tat, als fürchte er sich. „Er sitzt noch drin! Da muß ich ihn schnell in den Fluß werfen, damit er ertrinkt!“

„O nein, nein!“ rief der Küster. „Ich will dir einen ganzen Scheffel voll Geld geben, wenn du mich laufen läßt!“

„Ja, das ist etwas andres!“ sagte der kleine Klaus und machte die Kiste auf. Der Küster kroch schnell heraus, warf die leere Kiste ins Wasser und ging nach seinem Hause, wo der kleine Klaus wieder einen Scheffel voll Geld bekam.

„Sieh, sieh, das Pferd ist mir gut bezahlt worden!“ sagte er zu sich selbst, als er zu Hause alles Geld ausschüttete. „Das wird den großen Klaus ärgern, wenn er hört, wie reich ich durch mein einziges Pferd geworden bin; aber ich will es ihm doch nicht geradezu sagen!“

Nun schickte er einen Knaben zum großen Klaus, um sich einen Scheffel zu borgen.

„Was mag er wohl damit wollen?“ dachte der große Klaus und bestrich den Boden desselben mit Teer, damit etwas von dem, was gemessen werde, daran hängen bleibe. Und das geschah auch; denn als er den Scheffel zurück erhielt, klebten drei neue silberne Groschenstücke daran.

„Was ist das?“ fragte der große Klaus und lief sogleich zu dem kleinen Klaus. „Woher hast du das viele Geld?“

„O, das ist für meine Pferdehaut, ich verkaufte sie gestern abend.“

„Das ist sehr gut bezahlt!“ sagte der große Klaus, lief schnell nach Hause, nahm eine Axt, schlug alle seine vier Pferde tot, zog ihnen die Haut ab und fuhr damit zur Stadt.

„Häute! Häute! Wer will Häute kaufen?“ rief er auf den Straßen. Alle Schuhmacher und Gerber kamen gelaufen und fragten, was er dafür haben wolle.

„Einen Scheffel Geld für jede,“ sagte der große Klaus.

„Bist du verrückt?“ riefen alle. „Meinst du, wir hätten das Geld scheffelweise?“

„Häute! Häute! Wer will Häute kaufen?" rief er wieder, und allen, welche ihn fragten, was die Häute kosten sollten, erwiderte er: „Einen Scheffel Geld."

„Er will uns zum besten halten!" sagten alle; und da nahmen die Schuhmacher ihre Knieriemen und die Gerber ihre Schurzfelle und prügelten den großen Klaus tüchtig durch.

„Häute! Häute!" spotteten sie, „ja, wir wollen dir die Haut gerben! Fort mit ihm!" riefen sie, und der große Klaus mußte machen, daß er fortkam.

„Warte!" dachte er, als er nach Hause kam, „das soll der kleine Klaus vergolten bekommen! Ich will ihn dafür totschlagen!"

Zu Hause beim kleinen Klaus war die Großmutter gestorben. Obwohl sie sehr böse gewesen, war er doch sehr betrübt, nahm die tote Frau und legte sie in sein warmes Bett, um zu sehen, ob sie nicht wieder ins Leben zurückkäme. Da sollte sie die Nacht liegen; er selbst wollte die Nacht auf einem Stuhle schlafen. Als er nun so dasaß, kam der große Klaus mit seiner Axt herein. Da er wußte, wo des kleinen Klaus Bett stand, so ging er gerade darauf los, schlug die Großmutter vor den Kopf und glaubte, daß es der kleine Klaus sei.

„Siehst du!" sagte er. „Nun sollst du mich nicht mehr ärgern!" Dann ging er wieder nach Hause.

„Das ist doch ein recht schlechter Mann!" dachte der kleine Klaus. „Der wollte mich totschlagen! Es war doch gut für die Großmutter, daß sie schon tot war, sonst hätte er sie totgeschlagen!"

Nun zog er der Großmutter ihre besten Kleider an, borgte sich von einem Nachbar ein Pferd, spannte es vor den Wagen und setzte die Großmutter auf den hintersten Sitz, so daß sie beim Fahren nicht herausfallen konnte; und so fuhren sie durch den Wald. Als die Sonne aufging, hielten sie vor einem großen Wirtshause. Der kleine Klaus ging hinein, um etwas zu genießen. Der Wirt hatte sehr viel Geld; er war auch ein recht guter, aber sehr heftiger Mann.

„Guten Morgen!" sagte er zum kleinen Klaus. „Du bist heute früh aufgestanden!"

„Ja," sagte der kleine Klaus, „ich will mit meiner

Großmutter zur Stadt; sie sitzt draußen auf dem Wagen, denn ich kann sie nicht in die Stube hereinbringen. Wollt Ihr derselben nicht ein Glas Wein bringen? Aber Ihr müßt recht laut sprechen, denn sie kann nicht gut hören."

„Jawohl!" sagte der Wirt und schenkte ein großes Glas Wein ein, mit dem er zur toten Großmutter hinausging, welche aufrecht im Wagen saß.

„Hier ist ein Glas Wein von Eurem Sohn!" sagte der Wirt. Aber die tote Frau erwiderte kein Wort, sondern saß ganz still.

„Hört Ihr nicht?" schrie der Wirt so laut er konnte; „hier ist ein Glas Wein von Eurem Sohne!"

Er rief noch einmal und dann noch einmal; da sie sich aber durchaus nicht rührte, wurde er ärgerlich und warf ihr das Glas ins Gesicht, so daß ihr der Wein über die Nase lief und sie rückwärts aus dem Wagen fiel; denn sie war nicht festgebunden.

„Heda!" rief der kleine Klaus, sprang zur Türe hinaus und packte den Wirt an der Brust. „Du hast meine Großmutter erschlagen! Sieh nur, da ist ein großes Loch in ihrer Stirn!"

„O, das ist ein Unglück!" rief der Wirt und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Das kommt alles von meiner Heftigkeit! Lieber kleiner Klaus, ich will dir einen ganzen Scheffel Geld geben und deine Großmutter begraben lassen, als wäre es meine eigne; aber sei still, sonst wird mir der Kopf abgeschlagen."

So erhielt der kleine Klaus wieder einen Scheffel Geld, und der Wirt begrub die Großmutter so, als ob sie seine eigne gewesen wäre.

Als nun der kleine Klaus mit dem vielen Gelde nach Hause kam, schickte er gleich einen Knaben hinüber zum großen Klaus, um von ihm einen Scheffel zu borgen.

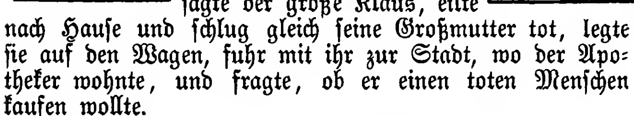
„Was ist das?" sagte der große Klaus. „Habe ich ihn nicht totgeschlagen? Da muß ich doch selbst nachsehen!" Und so ging er mit dem Scheffel hinüber zum kleinen Klaus.

„Nun, woher hast du doch all das Geld bekommen?" fragte er, und riß weit die Augen auf.



„Du hast meine Großmutter, aber nicht mich erschlagen!“ sagte der kleine Klaus; „die habe ich nun verkauft und einen Scheffel Geld dafür bekommen.“

„Das ist sehr gut bezahlt!“ sagte der große Klaus, eilte



nach Hause und schlug gleich seine Großmutter tot, legte sie auf den Wagen, fuhr mit ihr zur Stadt, wo der Apotheker wohnte, und fragte, ob er einen toten Menschen kaufen wollte.

„Wer ist es, und wo habt Ihr ihn her?“ fragte der Apotheker.

„Es ist meine Großmutter!“ sagte der große Klaus. „Ich habe sie totgeschlagen, um einen Scheffel Geld dafür zu bekommen!“

„Gott behüte!“ sagte der Apotheker. „Ihr seid verrückt! Sprecht doch nicht solches Zeug, sonst könnt Ihr den Kopf verlieren!“ — Und nun setzte er ihm auseinander, was das für eine böse Tat, die er begangen habe, und was für ein schlechter Mensch er sei, und daß er bestraft werden müsse; da erschrak der große Klaus so sehr, daß er schnell in den Wagen sprang und nach Hause fuhr. Aber der Apotheker und alle seine Leute meinten, er sei verrückt, deshalb ließen sie ihn fahren.

„Das sollst du mir bezahlen!“ sagte der große Klaus, als er auf der Landstraße war. „Ja, das sollst du mir bezahlen, kleiner Klaus!“ Dann nahm er, als er nach Hause kam, den größten Sack, den er hatte, ging hinüber zum kleinen Klaus und sagte: „Nun hast du mich wieder zum besten gehabt! Erst schlag' ich meine Pferde tot, dann meine Großmutter! Das ist alles deine Schuld, aber jetzt sollst du mich nicht mehr ärgern!“ Damit packte er den kleinen Klaus, steckte ihn in den Sack, nahm ihn auf seinen Rücken und rief ihm zu: „Nun gehe ich mit dir fort und ertränke dich!“

Es war ein weiter Weg, den er gehen mußte, ehe er an den Fluß kam, und der kleine Klaus war nicht leicht. Der Weg führte dicht bei der Kirche vorbei, die Orgel spielte

und die Leute sangen so schön! Da setzte der große Klaus seinen Sack mit dem kleinen Klaus dicht neben die Kirchentüre nieder und dachte, es könne wohl ganz gut sein, erst zu beten und die Predigt zu hören, ehe er weiter gehe. Der kleine Klaus konnte ja nicht herauskommen, und alle Leute waren in der Kirche; so ging er denn hinein.

„Ach ja, ach ja!" seufzte der kleine Klaus im Sacke und drehte und wendete sich; aber es war unmöglich, das Band aufzuknüpfen. Da kam ein alter Viehtreiber mit schneeweißem Haare und einem großen Stabe in der Hand; der trieb eine Herde Kühe und Stiere vor sich hin; die stießen an den Sack, so daß er umfiel.

„Ach!" seufzte der kleine Klaus. „Ich bin noch so jung und soll schon ins Himmelreich!"

„Und ich Armer," sagte der Viehtreiber, „ich bin schon so alt und kann noch immer nicht dahin kommen!"

„Mach' den Sack auf!" sprach der kleine Klaus; „krieche statt meiner hinein, so kommst du ins Himmelreich."

„Ja, das will ich sehr gern," sagte der Viehtreiber und band den Sack auf, aus dem der kleine Klaus schnell herauskroch.

„Willst du nun aber auch auf das Vieh achtgeben?" sagte der alte Mann und kroch in den Sack hinein, worauf der kleine Klaus ihn zuband und mit allen Kühen und Stieren weiterzog. Bald nachher kam der große Klaus aus der Kirche und nahm seinen Sack wieder auf den Rücken, obgleich es ihm vorkam, als wäre derselbe viel leichter geworden; denn der alte Viehtreiber war nur halb so schwer wie der kleine Klaus. „Wie ist er doch so leicht zu tragen! Das kommt daher, weil ich die Predigt gehört habe." So ging er nach dem Flusse, warf den Sack mit dem alten Viehtreiber hinein und rief hinterdrein, denn er glaubte ja, daß es der kleine Klaus sei: „Da liege! Nun sollst du mich nicht mehr ärgern!"

Darauf ging er nach Hause; als er aber an einen Kreuzweg kam, begegnete er dem kleinen Klaus, welcher mit seinem Vieh dahintrieb.

„Was ist das?" sagte der große Klaus. „Habe ich dich nicht ertränkt?"

„Ja!" sagte der kleine Klaus. „Du warfst mich ja vor einer kleinen halben Stunde in den Fluß!"

„Aber wo hast du nun all das herrliche Vieh her?" fragte der große Klaus.

„Das ist Seevieh!" sagte der kleine Klaus. „Ich will dir die ganze Geschichte erzählen und dir danken, daß du mich ertränktest, denn nun erst bin ich wahrhaft reich! — Was hatte ich für eine Angst, als ich im Sacke steckte! Der Wind pfiff mir um die Ohren, als du mich in das kalte Wasser warfst. Ich fiel gleich auf den Grund, aber ich tat mir nicht weh, denn da unten wächst das schönste weiche Gras. Auf dieses fiel ich, und sogleich wurde der Sack geöffnet; ein schönes Mädchen mit schneeweißen Kleidern und mit einem grünen Kranze im Haar faßte mich bei der Hand und sagte: ‚Bist du da, kleiner Klaus? Da hast du gleich ein paar Stücke Vieh! Eine Meile weiter steht noch eine ganze Herde, die ich dir schenken will!' — Nun sah ich, daß der Fluß eine große Landstraße für die Wasserbewohner war. Unten auf dem Grunde gingen und fuhren sie gerade vom Meere her hinein in das Land, bis dahin, wo der Fluß endet. Da war es so schön voll Blumen und dem frischesten Grase; die Fische, welche im Wasser schwammen, fuhren mir an den Ohren vorüber, gerade wie hier die Vögel in der Luft. Was gab es da für hübsche Leute und was graste da für Vieh!"

„Aber weshalb bist du gleich wieder gekommen?" fragte der große Klaus. „Das hätte ich nicht getan, wenn es unten im Wasser so sehr schön ist!"

„Ja," sagte der kleine Klaus, „das ist eben schlau von mir gehandelt. Ich erzählte dir doch: die Seejungfer sagte mir, eine Meile weiter auf dem Wege — und mit dem Wege meinte sie ja den Fluß — stehe noch eine ganze Herde Vieh für mich. Da ich aber weiß, was für Krümmungen der Fluß macht, so dachte ich, da macht man es kürzer ab, wenn man hier an das Land geht und treibt querfeldüber wieder zum Flusse; dabei spare ich ja fast eine halbe Meile und komme schneller zu meinem Seevieh!"

„O, du bist ein glücklicher Mann!" sagte der große Klaus. „Glaubst du, ich würde auch Seevieh bekommen, wenn ich auf den Grund des Flusses käme?"

„Gewiß!“ sagte der kleine Klaus. „Aber ich kann dich nicht tragen; du bist mir zu schwer! Willst du bis zum Flusse gehen und dann in den Sack kriechen, so will ich dich gern hineinwerfen.“

„Schönen Dank!“ sagte der große Klaus. „Aber wenn ich kein Seevieh bekomme, so prügle ich dich tüchtig durch!“

„Du wirst es nicht so schlimm machen!“ dachte der kleine Klaus und damit gingen beide zum Flusse. Kaum erblickte das Vieh das Wasser, so lief es, weil es durstig war, schnell hin, um zu trinken.

„Sieh, wie es läuft!“ sagte der kleine Klaus. „Es möchte gern wieder auf den Grund kommen.“

„Hilf mir nur,“ sagte der große Klaus, „sonst erhältst du Prügel!“ Damit kroch er in einen großen Sack, der auf dem Rücken eines der Stiere gelegen hatte. „Aber,“ rief er, „bring noch einen Stein her, denn sonst sinke ich gewiß nicht unter.“

„O, es geht schon so!“ sagte der kleine Klaus, legte aber doch noch einen großen Stein in den Sack. Dann band er ihn zu und stieß ihn in das Wasser. Plumps! Da fiel der große Klaus hinein und sank gleich auf den Grund.

„Ich fürchte,“ sagte der kleine Klaus, „er wird kein Vieh finden,“ und damit zog er heim.

---

## Das häßliche junge Entlein.

Es war herrlich draußen auf dem Lande zur Sommerzeit. Das Korn stand gelb, der Hafer grün, das Heu war unten auf den Wiesen in Schobern aufgesetzt, und der Storch stolzierte auf seinen langen, roten Beinen einher und plapperte Ägyptisch, denn diese Sprache hatte er von seiner Mutter gelernt. Rings um die Äcker und die Wiesen waren große Wälder und in den Wäldern tiefe Seen. Ja, es war wirklich herrlich da draußen auf dem Lande! Mitten im Sonnenscheine lag dort ein altes Landgut, von tiefen Kanälen umgeben, und von der Mauer bis zum Wasser herunter wuchsen große Klettenblätter. Hier

saß auf ihrem Neste eine Ente, welche ihre Jungen ausbrüten mußte; aber es wurde ihr fast zu langweilig, bis die Jungen kamen; dazu erhielt sie selten Besuch; die andern Enten schwammen lieber in den Kanälen umher, als daß sie hinaufliefen, um sich unter ein Klettenblatt zu setzen und mit ihr zu schnattern.

Endlich platzte ein Ei nach dem andern. „Piep! piep!" ertönte es, und alle Eidotter waren lebendig geworden und steckten den Kopf heraus.

„Rapp! rapp!" sagte die Ente, und so rappelten sich alle, was sie konnten, und sahen nach allen Seiten unter den grünen Blättern; und die Mutter ließ sie sehen, so viel sie wollten, denn das Grüne ist gut für die Augen.

„Wie groß ist doch die Welt!" sagten alle Jungen; denn nun hatten sie freilich bedeutend mehr Platz, als wie sie im Ei lagen.

„Glaubt ihr, daß dies die ganze Welt sei?" sagte die Mutter. „Die erstreckt sich noch weit über die andre Seite des Gartens hinaus bis hinein in des Pfarrers Feld, aber da bin ich noch nie gewesen!" — „Ihr seid doch alle beisammen?" fuhr sie fort und stand auf. „Nein, ich habe nicht alle; das größte Ei liegt noch da; wie lange soll denn das dauern! Jetzt habe ich die Geschichte bald satt," und damit setzte sie sich wieder.

„Nun, wie geht es?" sagte eine alte Ente, welche ihr einen Besuch machte.

„Es währt so lange mit dem einen Ei!" sagte die Ente, welche dasaß, „es will nicht platzen; doch schaue nur die andern an: sind sie nicht die niedlichsten Entlein, die man je gesehen? Sie gleichen sämtlich ihrem Vater; der Bösewicht kommt nicht einmal, mich zu besuchen!"

„Laß mich das Ei sehen, welches nicht platzen will!" sagte die Alte. „Glaube mir, es ist ein Kalikutenei! Ich bin auch einmal so angeführt worden und hatte meine große Sorge und Not mit den Jungen, denn ihnen ist bange vor dem Wasser! Ich konnte sie nicht hineinbringen; ich rappte und schnappte, aber es half nichts. Laß mich das Ei sehen! Ja, das ist ein Kalikutenei! Laß das liegen und lehre lieber die andern Kinder schwimmen!"

„Ich will doch noch ein bißchen darauf sitzen," sagte die Ente; „habe ich nun so lange gesessen, so kann ich auch noch ein paar Tage sitzen."

„Wie es dir gefällt," sagte die alte Ente und ging fort.

Endlich platzte das große Ei. „Piep! piep!" sagte das



Junge und kroch heraus. Es war größer als die andern und recht häßlich! Die Ente betrachtete es.

„Es ist doch ein gewaltig großes Entlein," sagte sie, „keins von den andern sieht so aus; sollte es wohl ein kalikutisches Küchlein sein? Nun wir wollen bald dahinter kommen; in das Wasser muß es, wenn ich es auch selbst hineinstoßen sollte."

Am andern Tage war schönes Wetter; die Sonne schien auf alle grünen Kletten. Die Entenmutter ging mit ihrer ganzen Familie zu dem Kanale hinunter. Platsch! sprang sie in das Wasser. „Rapp! rapp!" sagte sie, und ein Entlein nach dem andern plumpste hinein; das Wasser schlug ihnen über dem Kopfe zusammen, aber sie kamen gleich wieder empor und schwammen ganz vortrefflich, die Beine gingen von selbst, und alle waren im Wasser; selbst das häßliche, große Junge schwamm mit.

„Nein, es ist kein Kalikut," sagte sie; „sieh, wie herrlich es die Beine gebraucht, wie gerade es sich hält; es ist mein eigen Kind. Im Grunde ist es doch hübsch, wenn man es nur recht besieht. Rapp! rapp! Kommt nur mit mir, ich will euch im Entenhofe vorstellen, aber haltet euch immer nahe bei mir, damit niemand euch trete und nehmt euch vor den Katzen in acht!"

Und so kamen sie in den Entenhof. Dort war ein schrecklicher Lärm, denn da waren zwei Familien, die sich um einen Aalkopf stritten, und am Ende bekam ihn doch die Katze.

„Seht, so geht es in der Welt zu!“ sagte die Entenmutter und wetzte ihren Schnabel, denn sie wollte auch den Aalkopf haben. „Braucht nun die Beine!“ sagte sie, „seht zu, daß ihr euch ein wenig beeilt, und verbeugt euch vor der alten Ente dort; die ist die vornehmste von allen hier; sie ist aus spanischem Geblüt, deswegen ist sie so dick, und seht ihr, sie hat einen roten Lappen um das Bein; das ist die größte Auszeichnung, die einer Ente zu teil werden kann; das bedeutet so viel, daß man sie nicht verlieren will und daß sie von allen erkannt werden soll! Rappelt euch! setzt die Füße nicht einwärts, sondern auswärts; seht: so! Nun verbeugt euch und sagt: Rapp!“

Und das taten sie; aber die andern Enten sagten ganz laut: „Siehe da! Nun sollen wir auch noch den Anhang haben; als ob wir nicht schon so genug wären! Und pfui! wie das eine Entlein aussieht, das wollen wir nicht dulden!“ — Und sofort flog eine Ente hin und biß es in den Nacken.

„Laß es in Ruhe!“ sagte die Mutter; „es tut ja niemand etwas.“

„Ja, aber es ist so groß und sonderbar,“ sagte die beißende Ente, „und deshalb muß es gepufft werden.“

„Es sind hübsche Kinder,“ sagte die alte Ente mit dem Lappen um das Bein, „alle schön, bis auf das eine; ich möchte wünschen, daß sie es umbrütete.“

„Das geht nicht, Ihro Gnaden,“ sagte die Entenmutter; „es ist nicht hübsch, aber es hat ein sehr gutes Gemüt und schwimmt so herrlich wie die andern, ja noch etwas besser; ich denke, es wird sich auswachsen und mit der Zeit etwas kleiner werden; es hat zu lange in dem Ei gelegen und daher nicht die rechte Gestalt bekommen!“ Damit glättete sie ihm das Gefieder. „Es ist überdies ein Enterich,“ sagte sie, „und da macht es nicht so viel aus. Ich denke, er wird kräftig werden und sich schon durchschlagen.“

„Die andern Entlein sind niedlich,“ sagte die Alte;

„tut nun, als ob ihr zu Hause wäret, und wenn ihr einen Aalkopf findet, so könnt ihr mir ihn bringen.“

Und so waren sie wie zu Hause.

Aber das arme Entlein, welches zuletzt aus dem Ei gekrochen war, wurde gebissen, gestoßen und zum besten gehalten, und das sowohl von den Enten, wie von den Hühnern. „Es ist zu groß!“ sagten sie, und der kalikutische Hahn, welcher mit Sporen auf die Welt gekommen war und daher glaubte, daß er Kaiser sei, blies sich auf wie ein Schiff mit vollen Segeln, ging gerade auf dasselbe los, kollerte und wurde rot am Kopfe. Das arme Entlein wußte gar nicht, wo es stehen und gehen sollte; es war traurig, weil es vom ganzen Entenhofe verspottet wurde.

So ging es den ersten Tag, und später wurde es immer schlimmer. Das arme Entlein wurde von allen gejagt, selbst seine Schwestern waren sehr böse gegen dasselbe und sagten immer: „Wenn dich nur die Katze fangen möchte, du häßliches Geschöpf!“ Und die Mutter sagte: „Wenn du nur weit fort wärest!“ Und die Enten bissen es, und die Hühner schlugen es, und das Mädchen, welches die Tiere fütterte, stieß gar mit den Füßen nach ihm.

Da flog es über den Zaun und die kleinen Vögel in den Büschen flogen erschrocken auf. „Das geschieht, weil ich so häßlich bin,“ dachte das Entlein und lief immer weiter, bis es hinauskam zu dem großen Meer, wo die wilden Enten wohnten. Hier lag es die ganze Nacht, denn es war müde und kummervoll.

Am Morgen flogen die wilden Enten auf und besahen den neuen Kameraden. „Was bist du für einer?“ fragten sie, und das Entlein grüßte nach allen Seiten, so gut es konnte.

„Du bist über die Maßen häßlich!“ sagten die wilden Enten; „doch das kann uns gleich sein, wenn du nur nicht in unsre Familie hinein heiratest.“ — Das Arme dachte wahrlich nicht daran, sich zu verheiraten, wenn es nur die Erlaubnis erhielt, im Schilfe zu liegen und etwas Moorwasser zu trinken.

So lag es zwei ganze Tage. Da kamen zwei wilde Gänseriche dorthin. Es war noch nicht lange her, daß sie

aus dem Ei gekrochen waren; deshalb waren sie etwas vorwitzig. „Höre, Kamerad!" sagten sie, „du bist so häßlich, daß wir dich gut leiden mögen; willst du mit uns ziehen? Hier nahebei in einem andern Moor gibt es liebliche, wilde Gänse, sämtlich Fräulein, die alle ‚Rapp!' sagen können. Du kannst dein Glück dort machen, so häßlich du auch bist!"

„Piff! Paff!" ertönte es eben, und beide Gänseriche fielen tot in das Schilf nieder. „Piff! Paff!" erscholl es wieder, und ganze Schwärme wilder Gänse flogen aus dem Schilfe auf. Dann knallte es abermals. Es war große Jagd; die Jäger lagen rings um das Moor herum, ja, einige saßen sogar oben in den Bäumen am Rande des Moores. Der blaue Dampf zog Wolken gleich weit über das Wasser hin; zum Moor kamen die Jagdhunde: Platsch, Platsch! Das Schilf neigte sich nach allen Seiten. Das war ein Schreck für das arme Entlein! Es wendete den Kopf, um ihn unter den Flügel zu stecken, aber in demselben Augenblicke stand ein fürchterlich großer Hund dicht bei ihm; die Zunge hing ihm lang aus dem Halse heraus, und die Augen funkelten gräßlich und er streckte seine Schnauze dem Entlein entgegen, zeigte ihm die scharfen Zähne und — platsch, platsch! ging er weiter, ohne es zu packen.

„O, Gott sei Dank!" seufzte das Entlein; „ich bin so häßlich, daß mich selbst der Hund nicht beißen mag!"

So lag es still, während Schuß auf Schuß knallte.

Erst spät am Tage ward es ruhig, aber das arme Entlein wagte noch nicht, sich zu erheben; es wartete noch mehrere Stunden und dann eilte es fort aus dem Moore, so schnell es konnte. Es lief über Feld und Wiese, aber da tobte ein solcher Sturm, daß es ihm schwer ward, von der Stelle zu kommen.

Am Abend erreichte es eine kleine Bauernhütte, die so baufällig war, daß sie selbst nicht wußte, nach welcher Seite sie fallen sollte, und darum blieb sie stehen. Der Sturm umsauste das Entlein so, daß es sich niedersetzen mußte, um sich gegen ihn zu stemmen. Da bemerkte es, wie die Türe der Hütte so schief hing, daß es durch eine Ritze in die Stube hineinschlüpfen konnte, und das tat es.

Hier wohnte eine Frau mit ihrer Katze und ihrer Henne.

Und die Katze, welche sie Söhnchen nannte, konnte einen Buckel machen und schnurren; sie sprühte sogar Funken, aber dann mußte man sie gegen das Haar streicheln. Die Henne hatte ganz kleine Beine, und deshalb wurde sie Küchelchen-Kurzbein genannt; sie legte gute Eier, und die Frau liebte sie wie ihr eigen Kind.

Am Morgen bemerkte man das fremde Entlein, und die Katze fing an zu schnurren und die Henne zu glucken.

„Was ist das?“ sagte die Frau und sah sich rings um; aber sie sah nicht gut, und daher glaubte sie, das Entlein sei eine fette Ente, die sich verirrt habe. „Das ist ja ein seltener Fang!“ sagte sie. „Nun kann ich Enteneier bekommen. Wenn es nur kein Enterich ist! Das müssen wir erproben.“ Und so wurde das Entlein für drei Wochen auf Probe angenommen; aber es kamen keine Eier. Und die Katze war Herr im Hause, und die Henne war die Dame, und immer sagten sie: „Wir und die Welt!“ Denn sie glaubten, daß sie die Hälfte seien, und zwar die allerbeste Hälfte. Das Entlein glaubte, daß man auch eine andre Meinung haben könne; aber das litt die Henne nicht.

„Kannst du Eier legen?“ fragte sie.

„Nein!“

„Nun, da wirst du die Güte haben zu schweigen!“

Und die Katze sagte: „Kannst du einen krummen Buckel machen, schnurren und Funken sprühen?“

„Nein!“

„So darfst du auch keine Meinung haben, wenn vernünftige Leute sprechen!“

Und das Entlein saß im Winkel und war schlechter Laune; da kam die frische Luft und der Sonnenschein herein und es bekam eine sonderbare Lust, auf dem Wasser zu schwimmen, daß es nicht unterlassen konnte, dies der Henne zu sagen. „Was fällt dir ein?“ sagte die. „Du hast nichts zu tun, deswegen bekömmst du solche Grillen! Lege Eier oder schnurre, so gehen sie vorüber.“

„Aber es ist so schön, auf dem Wasser zu schwimmen!“ sagte das Entlein, „so herrlich, es über dem Kopfe zusammenschlagen zu lassen und hinunter zu tauchen!“

„Nun, das ist mir ein rechtes Vergnügen!“ sagte die

Henne. „Du bist wohl verrückt geworden! Frage die Katze danach, die ist das klügste Geschöpf, das ich kenne, ob sie es liebt, auf dem Wasser zu schwimmen oder unterzutauchen? Von mir will ich gar nicht reden. Frage selbst die alte Frau; klüger als sie ist niemand auf der Welt! Glaubst du, daß sie Lust hat, zu schwimmen und das Wasser über dem Kopfe zusammenschlagen zu lassen?"

„Ihr versteht mich nicht!" sagte das Entlein.

„Wir verstehen dich nicht? Wer kann dich denn verstehen? Du wirst doch wohl nicht klüger sein wollen, als die Katze und die Frau; von mir will ich gar nicht reden! Bilde dir nichts ein, Kind, und danke dem Schöpfer für all das Gute, was man dir erwiesen! Bist du nicht in eine warme Stube gekommen und hast du nicht eine Gesellschaft, von der du etwas lernen kannst? Aber du bist ein Schwätzer und es ist nicht erfreulich, mit dir umzugehen! Mir kannst du glauben, ich meine es gut mit dir. Ich sage dir Unannehmlichkeiten, aber daran kann man seine wahren Freunde erkennen! Sieh nur zu, daß du Eier legst oder schnurren und Funken sprühen lernst!"

„Ich glaube, ich gehe hinaus in die weite Welt!" sagte das Entlein.

„Ja, tue das!" sagte die Henne.

Und das Entlein ging; es schwamm auf dem Wasser, es tauchte unter, aber von allen Tieren wurde es wegen seiner Häßlichkeit verachtet.

Nun trat der Herbst ein; die Blätter im Walde wurden gelb und braun; der Wind faßte sie, so daß sie umherwirbelten und oben in der Luft war es sehr kalt; die Wolken hingen voll Hagel und Schneeflocken, und auf dem Zaune saß der Rabe und schrie: „Au! Au!" vor lauter Kälte; ja, es fror einen schon, wenn man nur daran dachte. Das arme Entlein hatte es wahrlich nicht gut! Eines Abends kam ein Schwarm herrlicher, großer Vögel aus dem Gebüsche hervor; das Entlein hatte niemals solche schöne gesehen, die waren blendend weiß, mit langen geschmeidigen Hälsen: es waren Schwäne. Sie ließen einen ganz eigentümlichen Ton hören, breiteten ihre prächtigen Flügel aus und flogen fort nach wärmeren Ländern, nach offenen Seen. Sie flogen

hoch in die Luft, und dem häßlichen, jungen Entlein wurde gar seltsam zu Mute. Es drehte sich im Wasser rund herum, streckte den Hals hoch in die Luft und stieß einen so sonderbaren Schrei aus, daß es sich selbst davor fürchtete. O, es konnte die schönen Vögel nicht vergessen, und sobald es sie nicht mehr sah, tauchte es unter, und als es wieder heraufkam, war es wie außer sich. Es wußte nicht, wie die Vögel hießen, auch nicht, wohin sie flogen; aber doch war es ihnen gut, wie es nie einem Geschöpfe gut gewesen. Es beneidete sie nicht. Wie hätte es ihm auch einfallen können, sich solche Schönheit zu wünschen! Es wäre schon froh gewesen, wenn die Enten es nur unter sich geduldet hätten!

Der Winter wurde so kalt, so kalt! Das Entlein mußte beständig im Wasser umherschwimmen, um das Zufrieren desselben zu verhindern; aber in jeder Nacht wurde das Loch, in dem es schwamm, kleiner. Das Entlein mußte fortwährend die Beine gebrauchen, damit das Loch sich nicht schloß. Zuletzt wurde es matt, lag ganz still und fror auf dem Eise fest.

Des Morgens früh kam ein Bauer und da er das arme Tierchen sah, schlug er das Eis in Stücke und trug das Entlein heim zu seiner Frau. Da wurde es wieder lebendig.

Die Kinder wollten mit demselben spielen; aber das Entlein glaubte, sie wollten ihm etwas zuleide tun, und fuhr in der Angst gerade in den Milchnapf hinein, so daß die Milch in die Stube spritzte. Die Frau schlug die Hände zusammen, worauf es in das Butterfaß, dann in die Mehltonne und wieder heraus flog. Wie sah es da aus! Die Frau schlug mit der Feuerzange danach; die Kinder rannten einander über den Haufen, um das Entlein zu fangen; sie lachten und schrieen! Gut war es, daß die Tür offen war und es zwischen die Reiser und den frisch gefallenen Schnee schlüpfen konnte; da lag es nun ganz ermattet.

Aber all die Not, welche das Entlein in dem harten Winter erdulden mußte, zu erzählen, würde zu traurig sein. Es lag im Moore zwischen dem Schilfe, als die Sonne wieder warm zu scheinen begann. Die Lerchen sangen; es war herrlicher Frühling.

Da konnte das Entlein auf einmal seine Flügel schwingen; sie brausten stärker, als früher und trugen es kräf-

tig davon; und ehe es recht wußte wie, befand es sich in einem großen Garten, wo die Apfelbäume blühten, wo der Flieder duftete und seine langen Zweige bis zu den geschlängelten Kanälen hinunter neigte. O, hier war es so schön und frühlingsfrisch! Und gerade vorn aus dem Dickichte kamen drei prächtige, weiße Schwäne; die brausten mit den Federn und schwammen leicht auf dem Wasser. Das Entlein kannte die prächtigen Tiere und wurde von einer eigentümlichen Traurigkeit befangen.

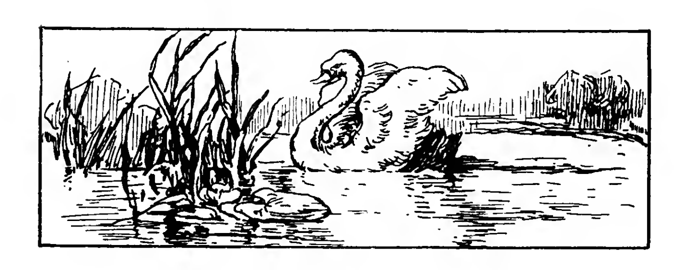
„Ich will zu ihnen hinfliegen! Zwar werden sie mich totschlagen, weil ich so häßlich bin. Aber das ist gleichviel! Besser, von ihnen getötet, als von den Enten gezwackt, von den Hühnern geschlagen, von dem Mädchen, welches den Hühnerhof hütet, getreten zu werden und im Winter Mangel zu leiden!" Und es flog hinaus in das Wasser und schwamm den prächtigen Schwänen entgegen; diese schossen mit brausenden Federn auf dasselbe los. „Tötet mich nur!" sagte das arme Tier und neigte seinen Kopf und erwartete so den Tod. Aber was erblickte es in dem klaren Wasser? Es sah sein eigenes Bild unter sich, doch das war kein häßlicher Vogel mehr, es war selbst ein Schwan.

Nun freute es sich förmlich über all den Kummer, welchen es erduldet. Nun konnte es erst recht sein Glück und die Herrlichkeit würdigen, die es begrüßten. Und die großen Schwäne umschwammen es und streichelten es mit den Schnäbeln.

Da kamen in den Garten einige kleine Kinder, die warfen Brot und Korn in das Wasser, und das kleinste rief: „Da ist ein neuer!" Und die andern Kinder jubelten mit: „Ja, da ist ein neuer angekommen!" Und sie klatschten in die Hände und liefen zu dem Vater und der Mutter, und es wurde Brot und Kuchen in das Wasser geworfen, und alle sagten: „Der neue ist der schönste! So jung und so stattlich!" Und die alten Schwäne neigten sich vor ihm.

Da fühlte er sich ganz beschämt und steckte den Kopf unter seine Flügel; er wußte selbst nicht, was er anfangen sollte; er war zu glücklich, aber durchaus nicht stolz! Er dachte daran, wie er verfolgt und verhöhnt worden war, und hörte nun alle sagen, daß er der schönste aller schönen

Vögel sei. Selbst der Flieder bog sich mit seinen Zweigen zu ihm ins Wasser hinunter, und die Sonne schien so warm und mild! Da brausten seine Federn, der schlanke Hals hob sich empor und aus vollem Herzen jubelte er: „So viel Glück habe ich mir nicht träumen lassen, als ich noch das häßliche junge Entlein war!“



## Das Feuerzeug.

Auf der Landstraße marschierte ein Soldat einher. Eins, zwei! Eins, zwei! Er hatte seinen Tornister auf dem Rücken und einen Säbel an der Seite, denn er war im Krieg gewesen, nun aber ging's nach Hause.

Da begegnete er einer alten, entsetzlich häßlichen Hexe, welche sagte: „Guten Abend, Soldat! Was hast du doch für einen schönen Säbel und großen Tornister! Du bist ein wahrer Soldat! Nun sollst du so viel Geld haben, als du besitzen magst!“

„Schön' Dank, du alte Hexe!“ sagte der Soldat.

„Siehst du den großen Baum dort?“ sagte die Hexe. „Er ist inwendig ganz hohl; wenn du an demselben hinaufkletterst, erblickst du ein Loch, durch welches du bis tief in den Baum hinuntergleiten kannst. Ich will dir einen Strick um den Leib binden, damit ich dich wieder heraufziehen kann.“

„Was soll ich denn da unten im Baume?“ fragte der Soldat.



„Siehst du den großen Baum dort?“ sagte die Hexe. (S. 54.)

„Geld holen!“ sagte die Hexe. „Wisse, wenn du auf den Grund des Baumes hinunterkommst, so bist du in einer großen Halle; da ist es ganz hell, denn da brennen über hundert Lampen. Dann gewahrst du drei Türen, in denen der Schlüssel steckt. Gehst du in die erste Kammer, so erblickst du mitten auf dem Fußboden eine große Kiste, auf derselben sitzt ein Hund; er hat ein paar Augen so groß wie ein paar Tassen, doch darum brauchst du dich nicht zu kümmern! Ich gebe dir meine blaue Schürze, die kannst du auf dem Fußboden ausbreiten; dann packe schnell den Hund und setze ihn auf meine Schürze, öffne die Kiste und nimm so viel Geld als du willst; es ist lauter Kupfer. Willst du lieber Silber haben, so mußt du in das nächste Zimmer gehen; aber da sitzt ein Hund, der hat ein paar Augen so groß wie Mühlräder; doch das soll dich nicht kümmern. Setze ihn nur auf meine Schürze und nimm von dem Gelde. Willst du aber Gold haben, so kannst du auch bekommen, so viel du willst, wenn du in die dritte Kammer hineingehst. Aber der Hund dort hat zwei Augen so groß wie Türme. Daran sollst du dich aber auch nicht kehren. Setze ihn nur auf meine Schürze, so tut er dir nichts, und nimm dir so viel Gold, als du willst!“

„Das ist nicht übel!“ sagte der Soldat. „Aber was soll ich dir dafür geben, du alte Hexe, denn etwas willst du doch auch wohl davon haben?“

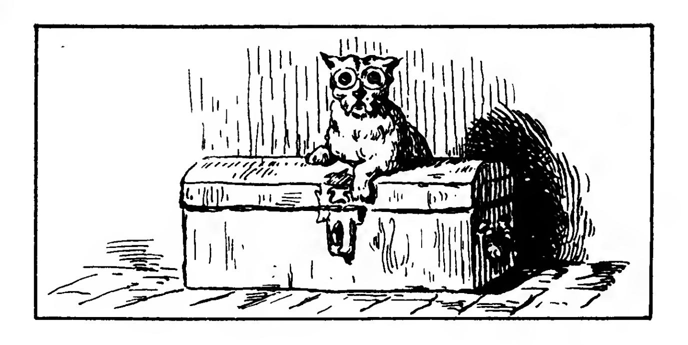
„Nein,“ sagte die Hexe, „nicht einen einzigen Pfennig will ich haben! Für mich sollst du nur ein altes Feuerzeug holen, welches meine Großmutter vergaß, als sie das letzte Mal da unten war!“

„Gut, so binde mir den Strick um den Leib!“ sagte der Soldat.

„Hier ist er schon,“ sagte die Hexe, „und hier ist meine blaue Schürze.“

So kletterte denn der Soldat auf den Baum, ließ sich durch das Loch hinuntergleiten und stand nun, wie die Hexe gesagt hatte, unten in der großen Halle, wo die vielen Lampen brannten.

Nun öffnete er die erste Türe. Uh! da saß der Hund mit den Augen so groß wie Tassen und glotzte ihn an.



„Du bist ein netter Kamerad!“ sagte der Soldat, setzte ihn auf die Schürze der Hexe und nahm so viel Kupfergeld, als er einstecken konnte, schloß dann die Kiste, setzte den Hund wieder darauf und ging in das andre Zimmer hinein. Potztausend! da saß der Hund mit den Augen so groß wie Mühlräder.

„Du solltest mich lieber nicht so starr ansehen,“ sagte der Soldat, „du könntest leicht Augenschmerzen davon bekommen!“ Und dann setzte er den Hund auf die Schürze. Aber als er das viele Silbergeld erblickte, warf er all das Kupfergeld fort und füllte die Taschen und den Tornister nur mit Silber. Nun ging er in die dritte Kammer. Nein, das ging über den Spaß! Der Hund darin hatte wirklich zwei Augen so groß wie runde Türme, und die rollte er unaufhörlich.

„Guten Abend!“ sagte der Soldat und grüßte höflich, denn einen solchen Hund hatte er noch nie gesehen; aber als er ihn genug betrachtet hatte, dachte er: „Nun ist es genug!“ setzte ihn auf den Fußboden und machte die Kiste auf. Ei, was war da für eine Menge Gold! Er konnte dafür die ganze Stadt und die Zuckerferkel der Kuchenfrauen, alle Zinnsoldaten, Peitschen und Schaukelpferde der ganzen Welt kaufen! Nun warf der Soldat alles Silbergeld fort und nahm dafür Gold, ja, alle Taschen, der Tornister, die Mütze und die Stiefel wurden gefüllt, so daß er kaum gehen konnte; nun hatte er Geld! Den Hund setzte er auf die

Kiste, schlug die Türe zu und rief dann durch den Baum hinauf:

„Zieh mich jetzt in die Höhe, du alte Hexe!“

„Hast du auch das Feuerzeug?“ fragte die Hexe.

„Wahrhaftig,“ sagte der Soldat, „das habe ich rein vergessen.“ Und er ging zurück und holte es. Die Hexe zog ihn herauf, und da stand er wieder auf der Landstraße, die Taschen, Stiefel, Tornister und Mütze voll Gold.

„Was willst du denn eigentlich mit dem Feuerzeug?“ fragte der Soldat.

„Das geht dich nichts an!“ sagte die Hexe. „Du hast Geld bekommen! Gib mir nun das Feuerzeug!“

„Ach was!“ sagte der Soldat. „Willst du es mir gleich sagen, oder ich ziehe meinen Säbel und schlage dir den Kopf ab!“

„Nein!“ sagte die Hexe.

Da schlug der Soldat ihr den Kopf ab. Da lag sie! Dann band er das Geld in die Schürze, nahm sie wie ein Bündel auf seinen Rücken, steckte das Feuerzeug ein und ging gerade nach der Stadt.

Es war eine prächtige Stadt und in dem ersten Wirtshause kehrte er ein, verlangte die allerbesten Zimmer und seine Lieblingsspeisen, denn er war ja nun reich. Dem Diener, welcher seine Stiefel putzen sollte, kam es freilich vor, als seien es recht abgetragene, alte Stiefel, die ein so reicher Herr besaß, aber er hatte sich noch keine neuen gekauft. Am nächsten Tage bekam er gute Stiefel und schöne Kleider. Nun war aus dem Soldaten ein vornehmer Herr geworden, und man erzählte ihm von all den Herrlichkeiten der Stadt und von dem Könige, und was für eine hübsche Prinzessin er habe.

„Wo kann man sie zu sehen bekommen?“ fragte der Soldat.

„Sie ist gar nicht zu sehen!“ antwortete man ihm. „Sie wohnt in einem großen kupfernen Schlosse, von vielen Mauern und Türmen umgeben. Niemand als der König darf bei ihr aus und ein gehen, denn es wurde ihr prophezeit, daß sie einen gemeinen Soldaten heiraten werde, und das kann der König nicht zugeben.“

„Die möchte ich wohl sehen!" dachte der Soldat, aber dazu konnte er ja keine Erlaubnis erhalten.

Nun lebte er lustig drauf los, besuchte das Theater, fuhr in des Königs Garten spazieren und gab den Armen viel Geld, und das war hübsch von ihm; er wußte noch von früher her, wie schlimm es ist, nicht einen Pfennig zu besitzen! Er war nun reich, hatte schöne Kleider und bekam viele Freunde, die da sagten, er sei ein wahrer Edelmann, und das hatte der Soldat gern! Aber da er immer Geld ausgab und nie etwas einnahm, so blieben ihm zuletzt nur zwei Pfennig übrig und er mußte die schönen Zimmer verlassen und in einer ganz kleinen Kammer wohnen, dicht unter dem Dache, seine Stiefel selbst bürsten und sie zusammenflicken, und keiner seiner Freunde kam zu ihm, weil man so hoch zu ihm hinaufsteigen müsse.

Eines Abends, es war sehr dunkel und er konnte sich nicht einmal ein Licht kaufen, da fiel ihm ein, daß ein kleines Endchen in dem Feuerzeug liege, welches er aus dem hohlen Baume genommen hatte. Er holte das Feuerzeug hervor, aber gerade als er Feuer schlug, und die Funken aus dem Feuerstein flogen, sprang die Tür auf und der Hund, welcher Augen so groß wie ein paar Tassen hatte, stand vor ihm und fragte: „Was befiehlt mein Herr?"

„Was ist das?" sagte der Soldat. „Das ist ja ein prächtiges Feuerzeug, wenn ich durch dasselbe bekommen kann, was ich haben will! Schaffe mir etwas Geld!" sagte er zum Hunde, und schnell war dieser fort und wieder da, und trug einen großen Beutel voll Geld im Maule.

Nun wußte der Soldat, was für ein kostbares Feuerzeug das war! Schlug er einmal, so kam der Hund mit dem Kupfergelde, schlug er zweimal, so kam der, welcher das Silbergeld hatte, und schlug er dreimal, so kam der, welcher das Gold hatte. Nun zog der Soldat wieder in die schönen Zimmer hinunter, erschien wieder in schönen Kleidern, und da besuchten ihn sogleich alle seine Freunde wieder.

Da dachte er einst: „Es ist doch eigentümlich, daß man die Prinzessin nicht zu sehen bekommen kann. Sie soll sehr schön sein; aber was kann das helfen, wenn sie immer in dem großen Kupferschlosse sitzen soll! Ob ich sie denn gar

nicht sehen kann? Wo ist mein Feuerzeug?“ Er schlug Feuer und da kam der Hund mit den Augen so groß wie Tassen. „Es ist freilich mitten in der Nacht,“ sagte der Soldat, „aber ich möchte so gern die Prinzessin nur einen Augenblick sehen!“

Der Hund lief fort, und ehe der Soldat daran dachte, sah er ihn schon mit der Prinzessin wieder. Sie schlief auf dem Rücken des Hundes und war so schön, daß jedermann sehen konnte, daß es eine wirkliche Prinzessin war. Der Soldat konnte es durchaus nicht unterlassen, sie zu küssen, denn er war ein echter Soldat. Darauf lief der Hund mit der Prinzessin zurück; doch als es Morgen wurde und der König und die Königin kamen, sagte die Prinzessin, sie habe in der vorigen Nacht einen ganz kuriosen Traum von einem Hunde und einem Soldaten gehabt. Sie sei auf dem Hunde geritten und der Soldat habe sie geküßt.

„Das wäre eine schöne Geschichte!“ sagte die Königin.

Nun sollte in der nächsten Nacht eine der alten Hofdamen bei der Prinzessin wachen, um zu sehen, ob es wirklich nur ein Traum sei.

Der Soldat hatte große Sehnsucht, die Prinzessin wiederzusehen, und so kam denn der Hund in der Nacht, nahm sie und lief, was er konnte; aber die Hofdame lief eben so schnell hinterher. Als sie nun sah, daß jene in einem Hause verschwanden, dachte sie: „Nun weiß ich, wo es ist,“ und machte mit Kreide ein großes Kreuz an die Tür. Dann ging sie nach Hause und legte sich nieder, und der Hund kam auch mit der Prinzessin wieder. Aber als er sah, daß ein Kreuz an der Tür war, wo der Soldat wohnte, nahm er auch ein Stück Kreide und machte Kreuze an alle Türen der Stadt. Das war klug, denn nun konnte ja die Hofdame die richtige Türe nicht finden.

Am Morgen kam der König und die Königin, die alte Hofdame und alle Offiziere, um zu sehen, wo die Prinzessin gewesen wäre. „Da ist es!“ sagte der König, als er die erste Tür mit einem Kreuze sah.

„Nein, dort ist es, mein lieber Mann!“ sagte die Königin, als sie die zweite Tür mit einem Kreuze gewahr wurde.

„Aber da ist eins und dort ist eins!“ sagten alle; überall waren Kreuze an den Türen. Da sahen sie ein, daß ihnen das Suchen nichts helfen würde.

Aber die Königin war eine äußerst kluge Frau. Sie nahm ihre große goldene Schere, schnitt ein Stück Seidenzeug in Stücke und nähte einen kleinen, niedlichen Beutel. Den füllte sie mit feiner Grütze, band ihn der Prinzessin auf den Rücken, und schnitt ein kleines Loch in den Beutel, so daß die Grütze den ganzen Weg bestreuen mußte, den die Prinzessin nahm.

In der Nacht kam nun der Hund wieder und lief mit der Prinzessin zu dem Soldaten hin, der gern ein Prinz hätte sein mögen, um sie zur Frau bekommen zu können.

Der Hund merkte nicht, wie die Grütze bis zum Fenster des Soldaten, wo er die Mauer mit der Prinzessin hinauflief, sich ausstreute. Am Morgen sahen der König und die Königin nun, wo ihre Tochter gewesen war, und da warfen sie den Soldaten ins Gefängnis.

Da saß er nun. Hu, wie dunkel war es da! Und dazu sagte man ihm: „Morgen wirst du gehängt.“ Das war nicht eben ergötzlich zu hören und sein Feuerzeug hatte er im Gasthofe gelassen. Am Morgen konnte er durch das Eisengitter sehen, wie sich das Volk beeilte, aus der Stadt zu kommen, um ihn hängen zu sehen. Er hörte die Trommeln und sah die Soldaten marschieren. Alle Menschen liefen hinaus; unter ihnen auch ein Schuhmacherjunge mit Schurzfell und Pantoffeln; er lief so rasch, daß einer seiner Pantoffeln abflog gerade gegen die Mauer, wo der Soldat durch das Eisengitter hinaussah.

„Ei, du Schuhmacherjunge! Du brauchst nicht so zu laufen,“ sagte der Soldat; „es wird nichts daraus, bevor ich komme! Willst du aber hinlaufen, wo ich gewohnt habe, und mir mein Feuerzeug holen, so sollst du vier Groschen haben! Aber lauf, was du laufen kannst!“ Der Schusterjunge wollte gern die vier Groschen haben, lief eiligst fort nach dem Feuerzeuge und brachte es dem Soldaten.

Außerhalb der Stadt war ein großer Galgen aufgerichtet, ringsherum standen die Soldaten und viele tausend

Menschen. Der König und die Königin saßen oben auf einem prächtigen Thron, den Richtern gerade gegenüber.

Der Soldat stand schon oben auf der Leiter; aber als sie ihm den Strick um den Hals legen wollten, sagte er, daß man ja immer einem armen Sünder vor seinem Tode einen unschuldigen Wunsch gewähre. Er möchte eine Pfeife Tabak rauchen, es sei ja die letzte Pfeife, die er in dieser Welt bekomme.

Das wollte der König ihm nicht abschlagen, und so nahm der Soldat sein Feuerzeug und schlug Feuer, eins-, zwei-, dreimal! Da standen alle drei Hunde vor ihm, der mit den Augen so groß wie Tassen, der mit den Augen wie Mühlräder und der, welcher Augen so groß wie Türme hatte.

„Helft mir, daß ich nicht gehängt werde," sagte der Soldat, und da fielen die Hunde über die Richter her, nahmen den einen bei den Beinen und den andern bei der Nase und warfen sie hoch in die Luft, daß sie beim Niederfallen sich in Stücke zerschlugen.

„Ich will nicht," sagte der König, aber der größte Hund nahm sowohl ihn wie die Königin und warf sie den andern nach. Da erschraken die Soldaten und alles Volk rief: „Guter Soldat, du sollst unser König sein und die schöne Prinzessin haben!"

Dann setzten sie ihn in des Königs Kutsche und alle drei Hunde tanzten voran und riefen hurra! und die Knaben pfiffen auf den Fingern und die Soldaten präsentierten das Gewehr. Die Prinzessin kam aus dem kupfernen Schlosse und wurde Königin, und das gefiel ihr wohl! Die Hochzeit währte acht Tage lang, und die Hunde saßen mit bei Tische und machten große Augen.

---

## Däumelinchen.



Es war einmal eine Frau, die gern ein kleines Kind zu haben wünschte, aber sie wußte nicht, woher sie es nehmen sollte. Deshalb ging sie zu einer alten Hexe und sagte zu ihr: „Ich möchte so herzlich gern ein kleines Kind haben, kannst du mir nicht sagen, wo ich eines herbekommen kann?"

„O, damit wollen wir schon fertig werden!" sagte die Hexe. „Da hast du ein Gerstenkorn, das ist aber nicht das gewöhnliche, wie es auf dem Felde wächst und von den Hühnern gefressen wird; lege es in einen Blumentopf, so wirst du etwas zu sehen bekommen!"

„Besten Dank!" sagte die Frau und gab der Hexe ein Geldstück, ging nach Hause und pflanzte das Gerstenkorn. Sofort wuchs da eine herrliche, große Blume, die aussah, wie eine Tulpe, aber die Blätter schlossen sich fest zusammen, als ob sie noch eine Knospe wäre.

„Das ist eine wunderhübsche Blume!" sagte die Frau und küßte sie; aber indem sie dieselbe küßte, öffnete sie sich mit einem Knalle. Es war eine wirkliche Tulpe, wie man nun sehen konnte, aber mitten in der Blüte saß ein kleines Mädchen, gar fein und niedlich! Es war kaum einen halben Daumen hoch, und wurde deshalb Däumelinchen genannt.

Eine zierliche Walnußschale bekam Däumelinchen zur Wiege, blaue Veilchenblätter waren ihre Matratze und ein Rosenblatt ihre Decke. Da schlief sie bei Nacht, aber am Tage spielte sie auf dem Tische, wo die Frau einen Teller hingestellt und ringsum mit einem Kranze von Blumen belegt hatte, deren Stengel in das Wasser reichten; inmitten schwamm ein großes Tulpenblatt, und auf diesem konnte sie sitzen und von der einen Seite des Tellers nach der andern fahren, zum Rudern hatte sie zwei weiße Pferdehaare. Das sah wunderhübsch aus! Sie konnte auch singen, und zwar so zart und fein, wie man es noch nie gehört hatte.

Einst als sie Nachts in ihrem niedlichen Bettchen lag, kam eine alte Kröte durch das Fenster, in dem eine Scheibe entzwei war, hereingekrochen. Die Kröte war schrecklich garstig, groß und naß; sie hüpfte auf den Tisch, wo Däumelinchen lag und unter dem roten Rosenblatte schlief.

„Das wäre eine schöne Frau für meinen Sohn!" sagte die Kröte, nahm die Walnußschale, worin Däumelinchen schlief und hüpfte mit ihr durchs Fenster in den Garten hinab.

Dort floß ein großer breiter Bach; aber das Ufer war sumpfig und morastig, und hier wohnte die Kröte mit ihrem Sohne. Hu! der war häßlich und garstig und glich ganz seiner Mutter. „Koax, koax, brekkekekex!" Das war alles, was er sagte, als er die niedliche Kleine in der Walnußschale erblickte.

„Sprich nicht so laut, sonst erwacht sie!" sagte die alte Kröte. „Sie könnte uns noch entlaufen, denn sie ist so leicht, wie ein Eiderflaum! Wir wollen sie auf eins der breiten Wasserlilienblätter in den Bach setzen; das ist für sie, da sie so sehr klein ist, gerade wie eine Insel! Da kann sie nicht davonlaufen, während wir die Gemächer unter dem Sumpfe, wo ihr wohnen sollt, instandsetzen."

Nach der Mitte des Baches zu wuchsen viele Wasserlilien mit breiten grünen Blättern. Es sah aus, als schwämmen sie auf dem Wasser; das Blatt, welches am weitesten in den Bach hineinreichte, war auch das größte; da schwamm die alte Kröte hin und setzte die Walnußschale mit Däumelinchen darauf.

Das arme kleine Däumelinchen erwachte am Morgen, und als sie sah, wo sie war, fing sie recht bitterlich an zu weinen; denn es war an allen Seiten des großen, grünen Blattes Wasser, und sie konnte nicht an das Land kommen.

Die alte Kröte saß unten im Moraste und schmückte ihre Stube mit Schilf und gelben Wasserlilien aus; es sollte alles aufs feinste für die neue Schwiegertochter eingerichtet werden; dann schwamm sie mit dem häßlichen Sohne zum Blatte hin, wo Däumelinchen war. Sie wollten ihr hübsches Bettchen holen, das sollte in das Brautgemach gestellt werden, bevor sie es selbst betrat. Die alte Kröte verneigte sich tief vor ihr und sagte: „Hier siehst du meinen

Sohn; er wird dein Mann sein, und ihr werdet recht prächtig unten im Sumpfe wohnen!"

„Koax, koax, brekkekex!" war alles, was der Sohn sagen konnte. Dann nahmen sie das Bettchen und schwammen damit fort; Däumelinchen aber saß allein auf dem grünen Blatt und weinte, denn sie mochte nicht bei der häßlichen Kröte wohnen noch ihren häßlichen Sohn zum Manne haben. Die kleinen Fische unten im Wasser hatten die Kröte wohl gesehen, und auch gehört, was sie gesagt hatte; deshalb streckten sie die Köpfe hervor und wollten auch das kleine Mädchen sehen. Sie fanden dasselbe, sobald sie es erblickten, so lieblich, daß es ihnen leid tat, daß es zur häßlichen Kröte hinunter kommen sollte. Nein, das durfte nie geschehen. Sie versammelten sich daher unten im Wasser rings um



den grünen Stengel, welcher das Blatt hielt, auf dem es stand, und nagten mit den Zähnen den Stiel ab; da schwamm das Blatt mit Däumelinchen den Bach hinab, weit fort, so daß die Kröte sie nicht erreichen konnte.

Däumelinchen segelte an vielen Städten vorbei, und die kleinen Vögel saßen in den Büschen, sahen sie und sangen: „Welch liebliches, kleines Mädchen!" Das Blatt schwamm mit ihm immer weiter fort und so reiste Däumelinchen ins Ausland. Ein allerliebster, kleiner weißer Schmet-

terling umflatterte sie unaufhörlich und ließ sich zuletzt auf das Blatt nieder, denn Däumelinchen gefiel ihm. Diese war überglücklich, denn nun konnte die garstige Kröte sie nicht mehr erreichen, und es war so schön, wo sie fuhr; die Sonne schien auf das Wasser und dieses glänzte wie Gold. Da nahm Däumelinchen ihre Gürtelschnur und band sie um den Schmetterling, das Ende der Schnur befestigte sie am Blatte; das glitt nun schneller davon und sie mit, denn sie stand ja auf demselben.

Plötzlich kam ein großer Maikäfer angeflogen, als der sie sah, schlang er augenblicklich seine Klauen um ihren schlanken Leib und flog mit ihr auf den Baum. Das grüne Blatt schwamm den Bach hinab, und der Schmetterling mit, denn er war an dem Blatte festgebunden und konnte sich nicht losmachen. Gott, wie erschrak das arme Däumelinchen, als der Maikäfer mit ihr auf den Baum flog! Aber am meisten betrübte sie der Gedanke an den schönen weißen Schmetterling, den sie festgebunden hatte; wenn er sich nicht befreien konnte, mußte er ja verhungern! Allein das kümmerte den Maikäfer nicht. Er setzte sich mit ihr auf das größte grüne Blatt des Baumes, gab ihr Blütenhonig und sagte ihr, sie sei sehr schön, obgleich sie einem Maikäfer durchaus nicht gliche. Später kamen alle andern Maikäfer, die auf dem Baume wohnten, und machten Besuch. Sie betrachteten Däumelinchen von allen Seiten und die Maikäferfräulein rümpften die Nasen und sagten: „Sie hat nicht mehr als zwei Beine, das sieht erbärmlich aus!“ — „Sie hat keine Fühlhörner!“ sagten andre. „Was sie für schlanke Hüften hat; pfui! sie sieht gerade wie ein Mensch aus! Wie sie häßlich ist!“ sagten alle Maikäferinnen, und doch war Däumelinchen allerliebst. Das mußte auch der Maikäfer, der sie geraubt hatte. Aber als die andern sagten, sie sei häßlich, glaubte er es zuletzt auch und wollte sie nicht mehr haben; sie könne gehen, wohin sie wolle. Nun flogen sie mit ihr den Baum hinab und setzten sie auf ein Gänseblümchen; da weinte sie, weil sie so häßlich sei, daß die Maikäfer sie nicht haben wollten, und doch war sie so schön, so fein und zart, wie das schönste Rosenblatt.

Den ganzen Sommer über lebte Däumelinchen allein

in dem großen Walde. Sie flocht sich ein Bett aus Grashalmen und hing es unter einem Kleeblatte auf, so war sie vor dem Regen geschützt; ihre Speise war Blütenhonig und ihr Getränke Tau, der jeden Morgen auf den Blättern stand. So vergingen Sommer und Herbst, aber nun kam der Winter, der kalte, lange Winter. Alle Vögel, die so schön gesungen hatten, flogen davon; Bäume und Blumen entblätterten sich; das große Kleeblatt, unter dem sie gewohnt hatte, vertrocknete, und es blieb nichts übrig, als ein verwelkter Stengel; sie fror schrecklich, denn ihre Kleider waren entzwei, und sie war selbst so fein und klein; das arme Däumelinchen mußte fast erfrieren. Es fing an zu schneien, und jede Schneeflocke, die auf sie fiel, war, als wenn man auf uns eine ganze Schaufel voll wirft, denn wir sind groß und sie war nur einen Daumen lang. Da hüllte sie sich in ein dürres Blatt ein; aber das riß entzwei und wollte nicht wärmen; sie zitterte vor Kälte.

Dicht vor dem Walde lag ein großes Kornfeld; aber das Korn war seit langer Zeit fort, nur die Stoppeln standen noch hervor. Däumelinchen kamen sie, als sie durch dieselben wanderte, wie ein großer Wald vor; o, wie zitterte sie vor Kälte! Da gelangte sie vor die Türe einer Feldmaus, die eine kleine Höhle unter den Kornstoppeln hatte. Da wohnte die Feldmaus warm und behaglich, hatte die ganze Stube voll Korn, eine herrliche Küche und Speisekammer. Das arme Däumelinchen stellte sich an die Türe, wie ein armes Bettelmädchen, und bat um ein kleines Stück von einem Gerstenkorn, denn sie hatte seit zwei Tagen nicht das geringste zu essen gehabt.

„Du arme Kleine!“ sagte die Feldmaus, denn im Grunde war sie eine gute Alte; „komm herein in meine warme Stube und iß mit mir!“

Da ihr Däumelinchen gefiel, sagte sie: „Du kannst ganz gut den Winter über bei mir bleiben, aber du mußt meine Stube sauber und rein halten und mir Geschichten erzählen, denn diese liebe ich sehr.“ Und Däumelinchen tat, was die gute, alte Feldmaus verlangte, und hatte es außerordentlich gut bei ihr.

„Nun werden wir bald Besuch erhalten!“ sagte die

Feldmaus; „mein Nachbar pflegt mich jede Woche einmal zu besuchen. Er ist noch wohlhabender als ich, hat große Säle und trägt einen prächtigen, schwarzen Samtpelz! Wenn du den zum Manne bekommen könntest, so wärest du gut versorgt. Aber er kann nicht sehen. Du mußt ihm die schönsten Geschichten erzählen, die du weißt!"

Aber darum kümmerte sich Däumelinchen nicht; sie wollte den Nachbar nicht haben, denn er war ja ein Maulwurf.

Dieser kam wirklich in seinem schwarzen Samtpelz zu Besuch. Er sei so reich und so gelehrt, sagte die Feldmaus, seine Wohnung sei auch mehr als zwanzigmal größer, als die ihrige. Er war allerdings sehr gelehrt, aber die Sonne und die schönen Blumen mochte er nicht leiden. Er erzählte allerhand Schlimmes von ihnen, denn er hatte sie noch nicht gesehen.

Däumelinchen mußte singen, und sie sang: „Maikäfer fliege!" und andre schöne Lieder. Da verliebte sich der Maulwurf in sie, ihrer schönen Stimme halber; aber er sagte nichts, er war ein gar besonnener Mann.

Er hatte sich vor kurzem einen langen Gang durch die Erde von seinem bis zu ihrem Hause gegraben; in diesem erhielten die Feldmaus und Däumelinchen Erlaubnis, spazieren zu gehen. Aber er bat sie, sich nicht vor dem toten Vogel zu fürchten, der in dem Gange liege. Es war ein ganzer Vogel, mit Federn und Schnabel, der erst ganz kürzlich gestorben war und nun da begraben lag.

Der Maulwurf nahm ein Stück faules Holz ins Maul, denn das leuchtete wie Feuer im Dunkeln, und ging voran und leuchtete ihnen in dem langen, finstern Gange. Als sie dahin kamen, wo der tote Vogel lag, stieß der Maulwurf mit seiner Nase die Erde auf, so daß ein großes Loch entstand, durch welches das Licht herunter scheinen konnte. Mitten auf dem Fußboden lag eine tote Schwalbe, die schönen Flügel fest an die Seite gedrückt, die Füße und den Kopf unter die Federn gezogen; der arme Vogel war sicher vor Kälte gestorben. Das tat Däumelinchen recht leid; sie hielt sehr viel von den kleinen Vögeln, die hatten ihr ja den ganzen Sommer so schön vorgesungen; aber der Maulwurf stieß ihn mit seinen krummen Beinen und sagte: „Nun pfeift er nicht mehr! Es muß doch erbärmlich sein,

als kleiner Vogel geboren zu werden! Gott sei Dank, daß keins von meinen Kindern das wird; ein solcher Vogel hat ja nichts außer seinem „Quivit“ und muß im Winter elendiglich verhungern!“

„Ja, das mögt Ihr als vernünftiger Mann wohl sagen,“ sprach die Feldmaus. „Was hat der Vogel von all seinem Quivit, wenn der Winter kommt? Er muß hungern und frieren und bildet sich am Ende gar noch was darauf ein!“ Däumelinchen sagte nichts; als aber die beiden andern ihr den Rücken wandten, neigte sie sich zu dem Vogel, schob die Federn zur Seite, welche den Kopf bedeckten und küßte ihn auf die geschlossenen Augen.

„Vielleicht war er es, der so hübsch vor mir im Sommer gesungen,“ dachte sie. „Wie viel Freude hat er mir nicht gemacht, der liebe, schöne Vogel!“

Der Maulwurf stopfte nun das Loch zu, durch welches das Licht herein schien, und begleitete dann die Damen nach Hause. Aber in der Nacht konnte Däumelinchen gar nicht schlafen; da stand sie aus ihrem Bette auf und flocht von Heu einen schönen Teppich, den trug sie hin, breitete ihn über den toten Vogel aus und legte weiche Baumwolle, die sie in der Stube der Feldmaus gefunden hatte, an die Seiten des Vogels, damit er in der Erde warm liege.

„Lebe wohl, du schöner, kleiner Vogel!“ sagte sie. „Lebe wohl und habe Dank für deinen herrlichen Gesang im Sommer, als alle Bäume grün waren und die Sonne warm auf uns herabschien!“ Dann legte sie ihr Haupt an des Vogels Herz, fuhr aber erschreckt zurück, denn ihr war, als ob sie ein Klopfen in demselben hörte! Und so war es wirklich: der Vogel war nicht tot; er lag nur erstarrt da, ward nun erwärmt und bekam wieder Leben.

Im Herbste fliegen alle Schwalben nach warmen Ländern fort; ist aber eine da, die sich verspätet, dann friert sie so, daß sie wie tot niederstürzt und liegen bleibt, wo sie hinfällt; der kalte Schnee breitet dann seine Decke über sie aus.

Däumelinchen zitterte ordentlich, so war sie erschrocken, denn der Vogel war ja sehr groß gegen sie, die nur einen Daumen lang. Aber sie faßte doch Mut, legte die Baumwolle dichter um die arme Schwalbe, holte ein Krauseminz-

blatt, welches sie selbst zum Deckbett gehabt hatte, und legte es über den Kopf des Vogels.

In der nächsten Nacht schlich sie wieder zu ihm; da war er lebendig, aber sehr matt; er konnte nur einen Augenblick seine Augen öffnen und Däumelinchen ansehen, die mit einem Stückchen faulen Holzes in der Hand — denn ein andres Lämpchen hatte sie nicht — vor ihm stand.

„Ich danke dir herzlich, du liebes, kleines Kind!" sagte die kranke Schwalbe zu ihr. „Ich bin herrlich erwärmt! Bald erlange ich meine Kräfte wieder und kann dann draußen in dem warmen Sonnenscheine umherfliegen!"

„O!" sagte sie, „draußen ist es kalt; es schneit und friert! Bleib in deinem warmen Bette; ich werde dich schon pflegen!" Dann brachte sie der Schwalbe Wasser in einem Blumenblatte; diese trank und erzählte ihr, wie sie sich den einen Flügel an einem Dornbusche verletzt und deshalb nicht so schnell habe fliegen können, wie die andern Schwalben, welche nach warmen Ländern fortgeflogen seien. Zuletzt sei sie auf die Erde gefallen, aber mehr konnte sie sich nicht entsinnen, und wußte gar nicht, wie sie hierher gekommen war.

Den ganzen Winter blieb sie nun da unten, und Däumelinchen pflegte sie so recht von Herzen; weder der Maulwurf noch die Feldmaus erfuhren etwas davon, denn die mochten ja die arme Schwalbe nicht leiden.

Sobald das Frühjahr kam, und die Sonne die Erde erwärmte, sagte die Schwalbe dem Däumelinchen lebewohl, welche dann das Loch öffnete, das der Maulwurf gemacht hatte. Die Sonne schien so herrlich herein, und die Schwalbe fragte Däumelinchen, ob sie mitkommen wolle; sie könne auf ihrem Rücken sitzen, sie wollten weit in den grünen Wald hineinfliegen. Aber Däumelinchen wußte, daß es die alte Feldmaus betrüben würde, wenn sie diese verließe.

„Nein, ich kann nicht!" sagte Däumelinchen.

„Lebe wohl, lebe wohl! Du gutes, schönes Mädchen!" sagte die Schwalbe und flog hinaus in den Sonnenschein. Däumelinchen sah ihr nach und weinte, denn sie war der Schwalbe sehr gut.

„Quivit, quivit!" sang der Vogel und flog hinein in den grünen Wald — Däumelinchen war sehr betrübt. Sie

erhielt keine Erlaubnis, in den warmen Sonnenschein hinauszugehen. Das Korn, welches auf dem Acker über dem Hause der Feldmaus gesät war, wuchs auch hoch in die Luft empor; das war für das kleine Mädchen, das ja nur einen Zoll lang war, ein undurchdringlicher Wald.

„Nun mußt du deine Aussteuer nähen," sagte eines Tages die Feldmaus, „der reiche Nachbar hat um dich angehalten. Es soll dir an nichts fehlen. Sowohl Wollen- als Leinenzeug sollst du haben, wenn du des Maulwurfs Frau wirst!"

Däumelinchen mußte nun spinnen, und die Feldmaus mietete vier Spinnen, die Tag und Nacht für sie weben mußten. Jeden Abend besuchte sie der Maulwurf und sprach dann immer davon, daß, wenn der Sommer vorbei sei, er mit Däumelinchen Hochzeit halten wolle. Aber diese war gar nicht froh; denn sie mochte den langweiligen Maulwurf nicht leiden. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, und jeden Abend, wenn sie unterging, stahl sie sich zur Türe hinaus, und wenn dann der Wind die Kornähren auseinander wehte, daß sie den blauen Himmel erblicken konnte, dachte sie daran, wie hell und schön es hier draußen sei, und wünschte sehnlichst, die liebe Schwalbe wiederzusehen. Aber diese kam nicht wieder, sie war gewiß weit weg in den schönen, grünen Wald geflogen.

Als es nun Herbst wurde, hatte Däumelinchen die ganze Aussteuer fertig. „In vier Wochen sollst du Hochzeit halten!" sagte die Feldmaus. Aber Däumelinchen weinte und sagte, sie wolle den langweiligen Maulwurf nicht haben.

„Schnickschnack!" sagte die Feldmaus; „sei nicht störrig, sonst werde ich dich mit meinen weißen Zähnen beißen! Es ist ja ein ausgezeichneter Mann, den du bekommst! Die Königin selbst hat nicht einen so schwarzen Samtpelz! Er hat Küche und Keller voll. Dank du Gott dafür!"

Nun sollte Hochzeit sein. Der Maulwurf war gekommen, Däumelinchen abzuholen. Sie sollte bei ihm wohnen, tief unter der Erde, und nie an die warme Sonne hinauskommen, denn diese mochte ja der Maulwurf nicht leiden. Däumelinchen war sehr traurig, denn nun sollte sie der schönen

Sonne lebewohl sagen, die sie doch bei der Feldmaus von der Türe aus sehen durfte.

„Lebewohl, du goldenes Sonnenlicht!“ sagte sie, streckte die Arme hoch empor und ging auch eine kleine Strecke vor dem Hause der Feldmaus weiter; denn nun war das Korn geerntet, und es standen nur noch Stoppeln da. „Lebewohl, lebewohl!“ sagte sie, und schlang ihre Arme um eine kleine, rote Blume, die daneben stand und noch blühte, „grüße auch die liebe Schwalbe von mir, wenn du sie zu sehen bekommst!“

„Quivit, quivit!“ ertönte es plötzlich über ihrem Kopfe; sie sah hinauf, es war die Schwalbe, die gerade vorbeiflog. Sobald sie Däumelinchen erblickte, wurde sie sehr froh; diese erzählte, wie ungern sie den garstigen Maulwurf zum Manne nehme, und daß sie dann tief unter der Erde wohnen solle, wohin nie die Sonne scheine. Und dabei fing sie an zu weinen.

„Nun kommt der kalte Winter,“ sagte die Schwalbe; „ich fliege fort nach den warmen Ländern; willst du mit mir kommen? Du kannst auf meinem Rücken sitzen; dann fliegen wir von dem häßlichen Maulwurf und seiner dunklen Stube fort, weit weg über die Berge, wo die Sonne schöner scheint als hier, wo immer Sommer ist und es herrliche Blumen gibt. Fliege nur mit mir, du liebes, kleines Däumelinchen, die du mir das Leben gerettet hast, als ich halb erfroren im Schoße der Erde lag!“

„Ja, ich will mit dir fliegen,“ sagte Däumelinchen, setzte sich auf des Vogels Rücken und band ihren Gürtel an eine der stärksten Federn fest; da flog die Schwalbe hoch hinauf über die großen Berge, wo immer Schnee liegt. Däumelinchen fror in der kalten Luft, aber dann verkroch sie sich unter des Vogels warme Federn und steckte nur den kleinen Kopf hervor, um die herrlichen Gegenstände unter sich zu bewundern. Endlich kamen sie nach den warmen Ländern. Dort schien die Sonne viel heller; der Himmel war zweimal so hoch, und überall wuchsen die schönsten grünen und blauen Weintrauben; in den Wäldern hingen Zitronen und Apfelsinen, es duftete von Blumen, und auf den Landstraßen liefen die niedlichsten Kinder und spielten mit großen bunten

Schmetterlingen. Aber die Schwalbe flog noch weiter fort, und es wurde immer schöner. Unter den prachtvollsten grünen Bäumen an einem blauen See stand ein blendend weißes Marmorschloß aus alter Zeit! Weinreben rankten sich um die hohen Säulen empor; oben waren viele Schwalbennester, und in einem derselben wohnte die Schwalbe, welche Däumelinchen trug.

„Hier ist mein Haus! Suche dir nun aber selbst eine der schönsten Blumen aus, die da unten wachsen; dann will ich dich hineinsetzen, und du sollst es gut haben!"

„O wie herrlich!" sagte Däumelinchen und klatschte vor Freude in die Hände.

Da lag eine große Marmorsäule, welche in drei Stücke zersprungen war, aber zwischen diesen wuchsen die schönsten Blumen. Die Schwalbe setzte Däumelinchen auf eines der breiten Blätter. Aber wie erstaunte diese! Da saß ein kleiner Mann mitten in der Blume, so weiß und durchsichtig, als wäre er von Glas; die niedlichste Goldkrone trug er auf dem Kopfe und die herrlichsten Flügel an den Schultern; er war selbst nicht größer als Däumelinchen. Es war der Blumenengel. In jeder Blume wohnte so ein kleiner Mann oder eine Frau; aber dieser war der König über alle.

„Wie ist er schön!" flüsterte Däumelinchen der Schwalbe zu. Der kleine Prinz erschrak sehr über die Schwalbe, denn sie war ja gegen ihn, der so klein und fein war, ein Riesenvogel. Als er aber Däumelinchen erblickte, wurde er sehr erfreut, sie war das schönste Mädchen, das er je gesehen hatte. Deshalb nahm er seine Goldkrone ab und setzte sie ihr auf, fragte, wie sie heiße und ob sie seine Frau werden wolle, dann solle sie Königin über alle Blumen sein. Ja, das war freilich ein andrer Mann, als der Sohn der Kröte und der Maulwurf mit dem schwarzen Samtpelze! Sie gab deshalb dem herrlichen Prinzen das Jawort. Und aus jeder Blume kam eine Dame und ein Herr, so zierlich, daß es eine Lust war; jeder brachte Däumelinchen ein Geschenk, aber das beste Geschenk waren ein paar schöne Flügel von einer großen, weißen Fliege. Diese wurden Däumelinchen am Rücken befestigt, und nun konnte sie auch fliegen.

Das war schön! Nun war Hochzeit und die Schwalbe sang das Hochzeitslied; aber sie war doch sehr betrübt, denn sie hatte Däumelinchen sehr lieb und wollte sich nicht gern von ihr trennen. Der Prinz aber sprach zu Däumelinchen: „Du sollst nicht mehr Däumelinchen heißen, denn das ist ein häßlicher Name und du bist doch so schön. Wir nennen dich Maja."

„Lebewohl!" rief traurig die Schwalbe und flog wieder fort von den warmen Ländern nach Dänemark zurück.

Dort hatte sie ein kleines Nest über einem Fenster, wo ein Mann wohnte, dem sie die ganze Geschichte von Däumelinchen erzählte.

---

## Die Blumen der kleinen Ida.

„Meine armen Blumen sind ganz welk!" sagte die kleine Ida. „Gestern abend waren sie noch so schön, und nun hängen sie vertrocknet da! Warum tun sie das?" fragte sie den Studenten, der auf dem Sofa saß und auf den sie große Stücke hielt. Er wußte die schönsten Geschichten und schnitt so drollige Bilder aus: Herzen mit kleinen Damen darin, welche tanzten, Blumen und große Schlösser, in welchen man die Türen öffnen konnte; ja, er war ein recht lustiger Student. „Weshalb sehen die Blumen heute so traurig aus?" fragte sie wieder und zeigte ihm einen Strauß, welcher ganz welk war.

„Weißt du, was ihnen fehlt?" sagte der Student. „Die Blumen sind diese Nacht auf dem Balle gewesen und lassen daher die Köpfe hängen."

„Aber die Blumen können doch nicht tanzen?" fragte die kleine Ida.

„Doch," sagte der Student, „wenn es dunkel wird und wenn wir schlafen, dann springen sie lustig umher; fast jede Nacht haben sie Ball."

„Können Kinder nicht mit auf diesen Ball kommen?"

„Ja," sagte der Student, „die kleinen Gänseblümchen und Maiblümchen."

„Wo tanzen denn die Blumen?" fragte die kleine Ida.

„Bist du nicht manchmal draußen vor dem Tore bei dem großen Schlosse gewesen, wo der König im Sommer wohnt, wo der schöne Garten mit den vielen Blumen ist? Du hast ja die Schwäne gesehen, welche zu dir hinschwimmen, wenn du ihnen Brotkrumen geben willst. Glaube mir, da draußen ist der große Ball."

„Ich war gestern mit meiner Mutter dort," sagte Ida; „aber alle Blätter waren von den Bäumen, und es waren gar keine Blumen mehr da. Wo sind sie hingekommen? Im Sommer sah ich so viele."

„Sie sind im Schlosse," sagte der Student. „Denn sobald der König und seine Hofleute in die Stadt ziehen, laufen die Blumen sogleich aus dem Garten in das Schloß und sind lustig. Das müßtest du sehen! Die beiden schönsten Rosen setzen sich auf den Thron, und sind König und Königin; die roten Hahnenkämme stehen zu beiden Seiten und verbeugen sich, und das sind die Kammerjunker. — Dann kommen alle die niedlichen Blumen und es ist großer Ball. Die blauen Veilchen sind kleine Seekadetten; sie tanzen mit Hyazinthen und Krokus, welche sie Fräulein nennen; die Tulpen und Feuerlilien sind alte Damen, welche aufpassen, daß schön getanzt wird und daß es hübsch manierlich zugeht."

„Aber," fragte die kleine Ida, „ist keiner da, welcher den Blumen etwas zuleide tut, weil sie im Schlosse des Königs tanzen?"

„Nein, es weiß es niemand," sagte der Student. „Manchmal kommt freilich in der Nacht der alte Schloßverwalter; er hat ein großes Bund Schlüssel bei sich, aber wenn die Blumen die Schlüssel rasseln hören, sind sie still und verstecken sich hinter den Gardinen."

„Ich rieche, daß Blumen hier sind," sagt dann der alte Schloßverwalter, aber er kann sie nicht sehen.

„Das ist lustig!" sagte die kleine Ida und klatschte in die Hände. „Aber würde ich denn die Blumen auch nicht sehen können?"

„Ja," sagte der Student, „denke nur daran, wenn du wieder hinauskommst, daß du ins Fenster siehst, so wirst du sie schon sehen. Das tat ich heute; da lag eine lange gelbe Lilie auf dem Sofa und streckte sich; das war eine Hofdame."

„Können auch die Blumen aus dem botanischen Garten dahin kommen? Können sie den weiten Weg gehen?"

„Gewiß," sagte der Student; „wenn sie wollen, so können sie fliegen. Hast du nicht die schönen Schmetterlinge gesehen, die roten, gelben und weißen? Sie sehen fast aus wie Blumen, das sind sie auch gewesen. Sie sind vom Stengel in die Luft geflogen und haben da mit den Blättern geschlagen, als wenn sie Flügel wären, und da flogen sie. Und weil sie sich gut betrugen, erhielten sie die Erlaubnis, auch bei Tage herumzufliegen und brauchten nicht zu Hause still auf dem Stiele zu sitzen; und so wurden die Blätter zuletzt zu wirklichen Flügeln. Das hast du ja selbst gesehen. Es kann aber auch sein, daß die Blumen im botanischen Garten noch niemals im Schlosse des Königs gewesen sind und nicht wissen, daß es dort des Nachts so munter zugeht. Deshalb will ich dir etwas sagen: er wird sehr erstaunen, der Professor der Botanik, der bei euch nebenan wohnt, du kennst ihn ja doch? Wenn du in seinen Garten kommst, mußt du einer Blume erzählen, daß auf dem Schlosse großer Ball sei, die sagt es den andern wieder und dann fliegen sie fort; kommt dann der Professor in den Garten, so ist nicht eine Blume da, und er kann gar nicht begreifen, wo sie geblieben sind."

„Aber wie kann es denn eine Blume den andern erzählen? Die Blumen können doch nicht sprechen!"

„Genau genommen können sie es allerdings nicht," entgegnete der Student, „aber sie machen Pantomimen. Hast du nicht oft gesehen, daß die Blumen, wenn der Wind ein wenig weht, sich zunicken und ihre Blätter bewegen? Das ist ihnen ebenso deutlich, als wenn wir sprechen."

„Kann der Professor denn die Pantomimen verstehen?" fragte Ida.

„Ja freilich. Eines Morgens kam er in seinen Garten und sah eine große Brennessel, die mit ihren Blättern einer

schönen, roten Nelke Pantomimen machte. Sie sagte: ‚Du bist so niedlich und ich bin dir sehr gut!‘ Aber das kann der Professor nicht leiden, er schlug daher der Brennessel auf die Blätter, denn das sind ihre Finger, aber da brannte er sich, und seitdem wagt er es nicht, eine Brennessel anzurühren.“

„Das ist lustig!“ sagte die kleine Ida und lachte.

„Wie kann man einem Kinde so etwas in den Kopf setzen!“ sagte der Kanzleirat, welcher zum Besuch gekommen war und auf dem Sofa saß. Er konnte den Studenten nicht recht leiden und brummte immer, wenn er ihn die possierlichen Bilder ausschneiden sah; bald war es ein Mann, der an einem Galgen hing und ein Herz in der Hand hielt, denn er war ein Herzensdieb; bald eine alte Hexe, welche auf einem Besen ritt und ihren Mann auf der Nase hatte. Das konnte der alte Kanzleirat nicht leiden und er sagte dann, gerade wie jetzt: „Wie kann man einem Kinde so etwas in den Kopf setzen. Das ist dummes Zeug!“

Aber der kleinen Ida schien es doch recht spaßhaft zu sein, was der Student von den Blumen erzählte, und sie dachte viel daran. Die Blumen ließen die Köpfe hängen, denn sie waren müde, weil sie die ganze Nacht getanzt hatten; sie waren gewiß krank. Da ging sie mit ihnen zu ihrem Spielzeuge, welches auf einem hübschen, kleinen Tische stand, und das ganze Schubfach war voll schöner Sachen. Im Puppenbette lag ihre Puppe Sophie und schlief, aber die kleine Ida sagte zu ihr: „Du mußt jetzt aufstehen, Sophie, und damit zufrieden sein, diese Nacht im Tischkasten zu liegen. Die armen Blumen sind krank und müssen in deinem Bette liegen; vielleicht werden sie dann wieder gesund!“ Und da nahm sie die Puppe heraus; aber die sah verdrießlich aus und sagte nicht ein Wort, denn sie war ärgerlich, daß sie ihr Bett nicht behalten konnte.

Dann legte Ida die Blumen in das Puppenbett, zog die Decke über sie und sagte, nun möchten sie hübsch still liegen, sie wolle ihnen Tee kochen, damit sie morgen wieder gesund aufstehen könnten. Sie zog die Gardinen dicht um das kleine Bett zusammen, damit die Sonne ihnen nicht in die Augen scheine.

Den ganzen Abend mußte sie an das denken, was ihr der Student erzählt hatte. Und als sie selbst zu Bette gehen sollte, mußte sie erst hinter die Gardinen sehen, welche vor den Fenstern herabhingen, wo ihrer Mutter schöne Blumen standen, sowohl Hyazinthen wie Tulpen; und da flüsterte sie leise: „Ich weiß wohl, ihr geht diese Nacht zu Ball!" Aber die Blumen taten, als ob sie nichts verstünden, und rührten kein Blatt, allein die kleine Ida wußte doch, was sie wußte.

Als sie ins Bett gegangen war, dachte sie lange daran, wie hübsch es sein müsse, die schönen Blumen im Schlosse des Königs tanzen zu sehen. „Ob meine Blumen wirklich dabei gewesen sind?" Aber dann schlief sie ein. In der Nacht erwachte sie wieder, sie hatte von den Blumen geträumt. Es war ganz still in der Kammer, wo Ida lag; die Nachtlampe brannte auf dem Tische, und ihre Eltern schliefen.

„Ob meine Blumen noch in Sophiens Bett liegen?" dachte sie bei sich selbst. „Wie gern möchte ich es doch wissen!" Sie erhob sich und blickte nach der Türe, welche angelehnt war, drinnen lagen die Blumen und ihr Spielzeug. Sie horchte und da kam es ihr vor, als wenn drinnen in der Stube auf dem Klavier gespielt würde, aber ganz leise und so hübsch, wie sie es bisher nicht gehört hatte.

„Nun tanzen gewiß alle Blumen drinnen!" dachte sie. „O Gott, wie gern möchte ich es doch sehen!" Aber sie wagte nicht, aufzustehen, denn sonst weckte sie ihre Eltern.

„Wenn sie doch nur hereinkommen wollten!" dachte sie. Aber die Blumen kamen nicht und die Musik fuhr fort zu spielen; da konnte sie es nicht mehr aushalten, denn es war zu schön; sie stieg aus ihrem Bette heraus, ging leise nach der Türe und sah in die Stube hinein. Nein, wie reizend war das, was sie zu sehen bekam!

Es brannte keine Lampe drinnen, und doch war's hell; der Mond schien durch das Fenster; es war fast, als ob es Tag sei. Auf dem Fußboden tanzten alle Blumen sehr zierlich rings um einander herum, machten Ketten und hielten sich bei den langen, grünen Blättern, wenn sie sich herumschwenkten. Am Fenster standen nur noch die leeren Töpfe. Am Klavier saß eine große, gelbe Lilie, welche die kleine Ida bestimmt

im Sommer gesehen hatte, denn sie erinnerte sich genau, daß der Student gesagt hatte: „Nein, wie gleicht sie Fräulein Linchen!“ Aber da wurde er von allen ausgelacht; doch nun kam es der kleinen Ida wirklich auch so vor, als ob die lange, gelbe Blume dem Fräulein gleiche, und sie hatte auch dieselben Manieren beim Spielen, bald neigte sie ihr lächelndes, gelbes Antlitz nach der einen Seite, bald nach der andern, und nickte den Takt zur Musik! Niemand



bemerkte die kleine Ida. Plötzlich sah sie einen großen, blauen Krokus mitten auf den Tisch hüpfen, wo das Spielzeug stand, dann auf das kleine Bett zugehen und die Gardinen beiseite schieben; da lagen die kranken Blumen, aber sie richteten sich sogleich auf und nickten den andern zu, daß sie auch mittanzen wollten. Der alte Mann auf dem Räucherkästchen, dem die Unterlippe abgebrochen war, stand auf und verneigte sich vor den hübschen Blumen; diese sahen gar nicht krank aus, sondern hüpften hinunter zu den andern und waren recht vergnügt.

Da war es, als ob etwas vom Tische fiele; Ida sah hin, es war die Fastnachtsrute, welche heruntersprang; es schien auch, als ob sie mit zu den Blumen gehörte. Sie war auch sehr niedlich, und eine kleine Wachspuppe, die gerade einen solchen breiten Hut auf dem Kopfe hatte, wie ihn der Kanzleirat trug, saß oben darauf. Die Fastnachtsrute sprang auf ihren drei roten Stelzfüßen mitten unter die Blumen und stampfte laut, denn sie tanzte Masurka; den Tanz konnten die andern Blumen nicht, weil sie zu leicht waren und nicht so stampfen konnten.

Die Wachspuppe auf der Fastnachtsrute wurde plötzlich groß und lang, bog sich über die Papierblumen hinweg und rief laut: „Wie kann man dem Kinde so etwas in den Kopf setzen? Das ist dummes Zeug!“ Und da glich die Wachspuppe dem Kanzleirat mit dem breiten Hute ganz genau; sie sah ebenso gelb und ebenso verdrießlich aus. Aber die Papierblumen schlugen ihn an die dünnen Beine, und da schrumpfte er zusammen und wurde wieder eine kleine Wachspuppe. Das war recht possierlich anzusehen; die kleine Ida konnte das Lachen nicht unterdrücken. Die Fastnachtsrute tanzte weiter, und der Kanzleirat mußte mittanzen; es half ihm nichts, er mochte sich nun groß und lang machen oder die kleine gelbe Wachspuppe mit dem großen, schwarzen Hute bleiben. Da legten die andern Blumen ein gutes Wort für ihn ein, besonders die, welche im Bette gelegen hatten, und da ließ die Fastnachtsrute es gut sein. In diesem Augenblicke klopfte es laut drinnen an den Tischkasten, wo Idas Puppe Sophie lag; der Räuchermann lief bis an die Kante des Tisches und begann den Tischkasten ein wenig aufzuziehen. Da erhob sich Sophie und sah erstaunt ringsumher. „Hier ist wohl Ball?“ sagte sie. „Weshalb hat mir das niemand gesagt?“

„Willst du mit mir tanzen?“ fragte der Räuchermann.

„Ja, du wärst mir der rechte zum Tanzen!“ sagte sie und drehte ihm den Rücken zu. Dann setzte sie sich auf den Tischkasten und dachte, daß wohl eine der Blumen kommen werde, sie aufzufordern; aber es kam keine. Dann räusperte sie sich: „Hm, hm, hm!“ Aber trotzdem kam keine. Der Räuchermann tanzte jetzt allein, und gar nicht schlecht!

Da nun keine Blume Sophie zu bemerken schien, ließ sie sich vom Tischkasten auf den Fußboden fallen, so daß es Lärm gab. Alle Blumen kamen gelaufen und fragten, ob sie sich nicht weh getan, und sie waren alle sehr artig gegen sie, besonders die Blumen, welche in ihrem Bette gelegen hatten. Aber sie hatte sich gar nicht weh getan, und Idas Blumen bedankten sich für das schöne Bett und nahmen sie mitten in die Stube, wo der Mond hinein schien, und tanzten mit ihr; und alle die übrigen Blumen bildeten einen Kreis um sie herum. Nun war Sophie froh

und sagte, sie möchten ihr Bett behalten; sie mache sich nichts daraus, im Tischkasten zu liegen.

Aber die Blumen sagten: „Wir danken dir herzlich, doch wir können nicht lange mehr leben! Morgen sind wir tot. Aber sage der kleinen Ida, sie möge uns draußen im Garten, wo der Kanarienvogel liegt, begraben, dann wachen wir im Sommer wieder auf und werden noch viel schöner!"

„Nein, ihr dürft nicht sterben!" sagte Sophie, und küßte die Blumen. Da ging die Saaltüre auf und eine große Menge prächtiger Blumen kam tanzend herein. Ida konnte gar nicht begreifen, woher sie kamen; das waren sicher die Blumen vom Schlosse des Königs. Voran gingen zwei prächtige Rosen, die hatten kleine Goldkronen auf; das war ein König und eine Königin. Dann kamen die niedlichen Levkojen und Nelken und grüßten nach allen Seiten. Sie brachten Musik mit; große Mohnblumen und Pfingstrosen bliesen auf Erbsenschoten, daß sie ganz rot im Gesicht wurden. Die blauen Traubenhyazinthen und die weißen Schneeglöckchen klingelten, als ob sie Schellen hätten. Das war eine sonderbare Musik! Dann kamen viele andre Blumen und tanzten allesamt, die blauen Veilchen und die roten Tausendschönchen, die Gänseblümchen und die Maiblümchen. Und alle Blumen küßten sich, es war allerliebst anzusehen!

Zuletzt sagten die Blumen einander gute Nacht; dann schlich sich auch die kleine Ida ins Bett, wo sie von allem träumte, was sie gesehen hatte.

Als sie am Morgen aufstand, ging sie geschwind nach dem kleinen Tische hin, um zu sehen, ob die Blumen noch da seien. Sie zog die Gardinen von dem kleinen Bette, da lagen sie alle verwelkt, viel mehr als gestern. Sophie lag im Tischkasten, wo sie sie hingelegt hatte, aber sie sah sehr schläfrig aus.

„Entsinnst du dich, was du mir sagen solltest?" fragte die kleine Ida. Aber Sophie sagte nicht ein Wort.

„Du bist gar nicht gut!" sagte Ida. „Und sie tanzten doch alle mit dir!" Dann nahm sie eine kleine Papierschachtel, auf welcher schöne Vögel gezeichnet waren, machte sie auf und legte die toten Blumen hinein. „Das soll euer Sarg sein," sagte sie, „und wenn später die Vettern kommen,

sollen sie mir helfen, euch im Garten zu begraben, damit ihr zum Sommer schöner werden könnt!"

Die Vettern waren zwei muntere Knaben, Julius und Adolf; ihr Vater hatte ihnen zwei neue Armbrüste geschenkt, welche sie bei sich hatten, um sie Ida zu zeigen. Diese erzählte ihnen von den armen Blumen, welche gestorben waren, und dann erhielten sie Erlaubnis, sie zu begraben. Beide Knaben gingen mit den Armbrüsten auf den Schultern voran, und die kleine Ida folgte mit den toten Blumen in der kleinen Schachtel. Im Garten wurde ein kleines Grab gegraben; Ida küßte die Blumen und setzte sie dann mit der Schachtel in die Erde; Adolf und Julius schossen mit den Armbrüsten über das Grab, denn Gewehre und Kanonen hatten sie nicht.

---

## Der Schneemann.

„Es ist eine so prachtvolle Kälte, daß mir der ganze Körper knackt!" sagte der Schneemann. „Der Wind kann einem wahrlich Leben einblasen. Und wie mich die Glühende dort anstarrt!" — er meinte die Sonne, die eben untergehen wollte. „Sie soll mich nicht zum Blinzeln bringen, ich werde meine Stücke festhalten."

Er hatte nämlich statt der Augen zwei dreieckige Ziegelstückchen; sein Mund bestand aus einer alten Gartenhacke, so daß er auch Zähne hatte. Geboren war er unter dem Jubelgeschrei der Knaben, begrüßt vom Schellengeläute und Peitschengeknalle der Schlittenfahrten.

Die Sonne ging unter und der Vollmond ging auf, rund, groß, klar und schön in der blauen Luft.

„Da ist sie wieder von einer andern Seite!" sagte der Schneemann. Damit wollte er sagen, die Sonne wäre wieder da. „Ich habe ihr doch das Glotzen abgewöhnt! Mag sie dort hangen und scheinen, damit ich mich selbst sehen kann. Wüßte ich nur, wie man es anfängt, um von der Stelle zu kommen! — Ich möchte mich gar zu gern

bewegen! — Wenn ich es könnte, würde ich jetzt dort unten auf dem Eise hingleiten, wie die Knaben tun; allein ich kann es nicht, und weiß auch nicht, wie man läuft."

„Weg! Weg!" bellte der alte Kettenhund; er war etwas heiser, seitdem er nicht mehr Stubenhund war und unter dem Ofen lag. „Die Sonne wird dich schon laufen lehren! Das habe ich im vorigen Winter an deinem Vorgänger und noch früher an andern deinesgleichen gesehen. Weg! Weg! und weg sind sie alle!"

„Ich verstehe dich nicht, Kamerad," sagte der Schneemann. „Die dort oben soll mich laufen lehren?" Er meinte den Mond. „Sie lief vorhin vor mir, als ich sie fest ansah, jetzt schleicht sie sich wieder von einer andern Seite heran!"

„Du weißt gar nichts!" erwiderte der Kettenhund; „du bist aber auch eben erst aufgebaut. Der, welchen du da siehst, ist der Mond; die, welche vorhin wegging, war die Sonne; die kommt morgen wieder, sie wird dich schon laufen lehren. Wir bekommen bald anderes Wetter; ich fühle das schon in meinem linken Hinterbeine, es reißt darin, — das Wetter wird sich ändern!"

„Ich verstehe ihn nicht," sagte der Schneemann, „aber mir scheint, daß er etwas Unangenehmes spricht. Sie, die mich so anglänzte und sich dann davon machte, die Sonne, wie er sie nennt, ist auch nicht mein Freund — das merke ich wohl!"

„Weg! Weg!" bellte der Kettenhund, ging dreimal im Kreise um sich selbst herum und kroch dann in seine Hütte, um zu schlafen.

Das Wetter änderte sich wirklich. Am Morgen lag dicker Nebel über der ganzen Gegend; später kam ein eisiger Wind, aber als die Sonne aufging, welche Pracht! Bäume und Gebüsche waren mit Reif überzogen, die Gegend glich einem Walde von Korallen, alle Zweige schienen mit blendend weißen Blüten über und über behängt. Die feinen Verzweigungen, die während der Sommerzeit durch die Blüten verdeckt sind, kamen jetzt alle zum Vorscheine. Es war wie ein glänzendweißes Spitzengewebe. Die Birke bewegte sich im Winde; es war ein Leben in ihr wie in den

Bäumen im Sommer, es war wunderbar schön! Und als die Sonne schien, wie funkelte das Ganze, als läge Demantstaub darauf und als flimmerten über den Schneeteppich der Erde große Diamanten, oder man konnte sich auch denken, daß unzählige kleine Lichter leuchteten, weißer selbst als der weiße Schnee.

„Das ist eine Pracht!" sagte ein junges Mädchen, welches mit einem jungen Manne in den Garten trat. Beide blieben nahe bei dem Schneemanne stehen und betrachteten die flimmernden Bäume. „Einen schöneren Anblick gewährt der Sommer nicht!" sprach sie und ihre Augen strahlten.

„Und so einen Kerl, wie dieser hier, hat man im Sommer erst recht nicht," erwiderte der junge Mann, und zeigte auf den Schneemann. „Er ist brillant!"

Das junge Mädchen lachte, nickte dem Schneemanne zu und lief darauf mit ihrem Freunde über den knirschenden Schnee dahin.

„Wer waren die beiden?" fragte der Schneemann den Kettenhund; „du bist länger hier als ich, kennst du sie?"

„Ob ich sie kenne!" antwortete der Kettenhund. „Sie hat mich geliebkost und er hat mir einen Fleischknochen zugeworfen. Die beiden beiße ich nicht!"

„Sind denn die beiden auch solche Wesen wie du und ich?" fragte der Schneemann.

„Sie gehören ja zur Herrschaft!" versetzte der Kettenhund; „freilich weiß man sehr wenig, wenn man erst am Tage vorher auf die Welt gekommen ist. Ich merke es an dir! Ich habe das Alter und die Kenntnisse; ich kenne alle hier im Hause, und auch einer Zeit erinnere ich mich, wo ich nicht hier in der Kälte und an der Kette lag. Weg! Weg!"

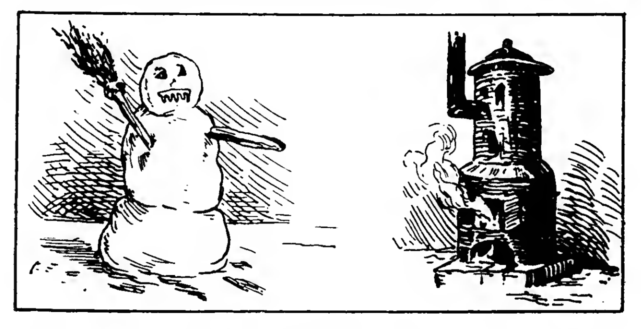
„Die Kälte ist prächtig," sprach der Schneemann. „Erzähle, erzähle! Aber du darfst nicht mit der Kette lärmen; es knackt allemal in mir, wenn du das tust."

„Weg! Weg!" bellte der Kettenhund. „In meiner Jugend sei ich sehr klein und niedlich gewesen, sagten sie; damals lag ich in einem Samtstuhle oben im Herrenhause im Schoße der Herrschaft, mir wurde die Schnauze geküßt und die Pfoten wurden mir mit einem gestickten Taschentuch abgewischt, ich hieß: Ami! lieber, süßer Ami! Aber dann

wurde ich ihnen zu groß und sie schenkten mich der Haushälterin. Ich kam in die Kellerwohnung! Du kannst in sie und in die Kammer sehen, wo ich Herrschaft gewesen bin, denn das war ich bei der Haushälterin. Es war zwar ein schlechterer Ort als oben, aber er war gemütlicher, ich wurde nicht beständig von Kindern angefaßt und gezerrt wie oben. Ich bekam ebenso gutes Futter wie früher, ja noch besseres! Ich hatte mein eigenes Kissen, und ein Ofen war da, der ist um diese Zeit das schönste auf der Welt! Ich konnte mich ganz unter den Ofen verkriechen. Ach, von dem Ofen träumt mir noch. Weg! Weg!"

„Sieht denn ein Ofen so schön aus?" fragte der Schneemann. „Hat er Ähnlichkeit mit mir?"

„Der ist gerade das Gegenteil von dir! Rabenschwarz ist er und hat einen langen Hals mit einer Messingtrommel. Er frißt Brennholz, daß ihm das Feuer aus dem Munde



sprüht. Man muß sich an seiner Seite halten und ganz unter ihm ist es sehr angenehm. Durch das Fenster wirst du ihn sehen können."

Und der Schneemann sah hin und erblickte einen blank polierten Gegenstand mit messingener Trommel; das Feuer leuchtete daraus von unten her. Dem Schneemanne wurde ganz wunderlich zu Mute, es überkam ihn ein Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte, aber alle Menschen, welche nicht Schneemänner sind, kennen es.

„Warum verließest du sie?" fragte der Schneemann.

Der Ofen kam ihm wie ein weibliches Wesen vor. „Wie konntest du nur einen solchen Ort verlassen?"

„Ich mußte wohl!" sagte der Kettenhund. „Man legte mich hier an die Kette. Ich hatte den kleinsten Junker ins Bein gebissen, weil er mir den Knochen wegstieß, an dem ich nagte. ‚Bein für Bein,' so heißt es bei mir. Aber das nahm man mir sehr übel, und seitdem bin ich an die Kette gelegt und habe meine Stimme verloren, hörst du nicht, daß ich heiser bin? Weg! Weg! Das war das Ende vom Liede!"

Der Schneemann hörte ihm aber nicht mehr zu; er sah immerfort in die Stube der Haushälterin, wo der Ofen stand und fast ebenso groß war wie der Schneemann.

„Wie das eigentümlich in mir knackt!" sagte er. „Werde ich nie dort hinein kommen? Es ist doch ein unschuldiger Wunsch und unschuldige Wünsche gehen gewiß in Erfüllung. Ich muß dort hinein, ich muß mich an sie anlehnen, und wenn ich auch das Fenster eindrücken sollte!"

„Dort hinein wirst du nie gelangen!" sagte der Kettenhund, „und kommst du hin, so vergehst du. Weg! Weg!"

„Ich bin schon so gut wie weg!" erwiderte der Schneemann, „ich breche zusammen, glaube ich."

Den ganzen Tag schaute der Schneemann durchs Fenster; in der Dämmerstunde wurde die Stube noch einladender; vom Ofen her leuchtete es mild, nicht wie der Mond, nicht wie die Sonne; nein, wie nur der Ofen leuchten kann, wenn er gut brennt. Wenn die Stubentüre aufging, stand ihm die Flamme zum Munde heraus, es flammte dann ordentlich rot auf um das weiße Gesicht des Schneemannes und seine ganze Brust leuchtete in rötlichem Schimmer.

„Ich halte es nicht mehr aus!" sagte er. „Wie schön ist sie, wenn sie die Zunge so herausstreckt!"

Die Nacht war lang; dem Schneemann wurde sie aber nicht lang, er stand da in süße Gedanken vertieft, und die gefroren, daß es knackte.

Am Morgen waren die Fensterscheiben der Kellerwohnung mit Eis bedeckt; sie trugen die schönsten Eisblumen, die nur ein Schneemann wünschen konnte, allein sie verbargen den Ofen. Die Fensterscheiben wollten nicht auf-

tauen; er konnte den Ofen nicht sehen, den er sich als ein liebliches weibliches Wesen dachte. Es knackte in ihm und rings um ihn her; es war ein Frostwetter, an dem ein Schneemann seine Freude haben muß. Er aber freute sich nicht — wie hätte er sich auch freuen können! Er litt am Ofenweh.

„Das ist eine böse Krankheit für einen Schneemann," sagte der Kettenhund, „ich habe auch an dieser Krankheit gelitten, aber ich habe sie überstanden. Weg! Weg!" bellte er. — „Wir bekommen anderes Wetter!" setzte er hinzu.

Das Wetter änderte sich wirklich; es wurde Tauwetter.

Dieses nahm zu; der Schneemann nahm ab. Er sagte nichts, er klagte nicht. Eines Morgens stürzte er zusammen. Und siehe, es ragte etwas wie ein Besenstiel, da, wo er gestanden hatte, empor; um diesen herum hatten die Knaben ihn aufgebaut.

„Ja, jetzt verstehe ich es, daß er diese große Sehnsucht nach dem Ofen hatte!" sagte der Kettenhund. „Da ist ja ein Eisen zum Ofenreinigen an dem Stocke, — der Schneemann hat einen Ofenkratzer im Leibe gehabt! Das ist es, was sich in ihm geregt hat; nun, jetzt hat er's überstanden: Weg! Weg!"

Und bald darauf war auch der Winter vorbei.

„Weg! Weg!" bellte der heisere Kettenhund; aber die Mädchen aus dem Hause sangen:

„Blühet, ihr Blümlein im Tal und auf Höhn,
Schmücke dich, Weide, schmücke dich schön!
Lerche und Kuckuck! singt fröhlich darein, —
Frühling kam wieder mit Sonnenschein!
Ich singe mit: Kuckuck! Quivit!
Komm, liebe Sonne, säum' nit — quivit!"

Und jetzt denkt niemand mehr an den Schneemann.

# Der fliegende Koffer.

Es war einmal ein Kaufmann, der so reich war, daß er hätte die ganze Straße und noch ein Seitengäßchen dazu mit Talern pflastern können. Aber er tat es nicht, sondern wußte sein Geld besser anzuwenden. Als er starb, bekam sein einziger Sohn all das viele Geld, und der fing nun gleich an lustig zu leben. Nachts ging er auf die Maskenbälle, und bei Tag machte er Papierdrachen aus Banknoten oder er warf statt Steinen Goldstücke in den See, daß sie auf dem Wasser tanzten. Es war gewiß kein Wunder, wenn das viele Geld dabei abnahm. Das tat es auch. Zuletzt hatte er nur noch vier Schilling, und als Kleidung besaß er nur ein paar Pantoffeln und einen alten Schlafrock, so daß er sich nicht mehr vor den Leuten sehen lassen konnte. Auch seine Freunde fragten nichts mehr nach ihm. Nur einer sandte ihm einen alten Koffer und ließ ihm sagen, er solle einpacken. Da er aber nichts einzupacken hatte, setzte er sich selbst in den Koffer.

Das war aber ein recht sonderbarer Koffer. Sobald man nämlich an dem Schlosse drückte, konnte er fliegen. Der junge Mann drückte und husch! flog er mit seinem Koffer durch den Schornstein hinauf in die Wolken, weit und immer weiter fort bis in die Türkei. Zuweilen krachte der Koffer wohl ein wenig und dem jungen Herrn war dann nicht ganz wohl bei der Sache. Wenn der Koffer in Stücke ging, so setzte es einen hübschen Sprung in die Tiefe! Aber die Sache lief noch gut ab. In der Türkei angekommen, verbarg er den Koffer in einem Walde und ging in die nächste Stadt. Das konnte er ganz gut, denn bei den Türken gehen alle im Schlafrock und in Pantoffeln. Da fragte er eine Frau, was das für ein großes Schloß über der Stadt sei, dessen Fenster so hoch lägen. „Dort wohnt," wurde ihm geantwortet, „die Tochter des Königs. Da ihr prophezeit ist, daß sie über einen Fremden sehr unglücklich werden würde, so darf niemand zu ihr kommen, ohne daß der König und die Königin dabei sind."

Flugs eilte der Jüngling wieder in den Wald, setzte sich

in seinen Koffer, flog auf das Dach des Schlosses und kroch durch das Fenster in das Zimmer der Prinzessin. Diese lag schlafend auf dem Sofa und war so schön, daß er sie küßte. Da erwachte sie und erschrak gar sehr. Er aber beruhigte sie und sagte, er sei der Türkengott, der durch die Luft zu ihr gekommen sei. Das gefiel ihr. Noch mehr gefiel er ihr aber, als er ihr schöne Geschichten erzählte und schließlich um sie anhielt. Sie sagte gleich ja und lud ihn ein, am Sonnabend wieder zu kommen, wenn ihre Eltern bei ihr seien, aber dann müsse er auch ein Märchen erzählen, denn das hätten die Eltern gern. Die Mutter wolle gern belehrende und der Vater lustige Märchen hören. Der Jüngling versprach ein Märchen zu erzählen, und die Prinzessin schenkte ihm einen Säbel, der war mit Goldstücken besetzt und die konnte er recht gut gebrauchen. Nun flog er fort, kaufte sich einen neuen Schlafrock und dachte draußen im Walde über ein Märchen nach. Am Sonnabend war er fertig und eilte nun wieder zur Prinzessin, wo er von den Eltern und dem ganzen Hofe freundlich empfangen wurde. Sogleich forderte ihn die Königin auf, ein belehrendes Märchen zu erzählen. „Ja," sagte der König, „aber eins, worüber man auch lachen kann."

„Jawohl," sagte er und fing an zu erzählen. Nun muß man aber gut aufmerken: „Es war einmal ein Bund Schwefelhölzer, die waren sehr stolz auf ihre Herkunft. Sie stammten von einer Fichte, die einst ein großer, alter Baum im Walde gewesen und jedes Schwefelhölzchen war nur ein kleines, kleines Stückchen derselben. Jetzt lagen sie mitten zwischen einem Feuerzeuge und einem alten eisernen Topfe, die sich von ihrer Jugend erzählten. „Ja," sagten die Schwefelhölzchen, „als wir noch auf dem grünen Zweige waren, da waren wir wirklich auf einem grünen Zweige. Am Morgen und Abend gab es Diamantentee, das war der Tau, am Tage hatten wir Sonnenschein, wenn nämlich die Sonne schien, und die Vögel erzählten uns Geschichten. Wir waren sehr reich, das konnte man daran sehen, daß wir im Sommer und im Winter schöne grüne Kleider hatten, während die Laubbäume nur im Sommer bekleidet waren. Da kamen die Holzhauer und zersplitter-

ten unsere Familie. Der Stammherr wurde Hauptmast auf einem prächtigen Schiffe, die andern Zweige erhielten andre Stellen, und wir haben nun das Amt, den Leuten das Licht anzuzünden."

„Ich kann euch," begann der alte Topf, der zur Seite stand, „ein andres Liedchen singen. Seit ich auf der Welt bin, bin ich gar oft gescheuert und gekocht worden. Ich sorge für das Solide und bin hier im Hause sozusagen der Erste. Meine ganze Freude besteht darin, nach Tisch rein und blank da zu liegen und ein vernünftiges Gespräch mit meinen Nachbarn zu führen. Mit Ausnahme des Wassereimers, der wohl einmal auf den Hof kommt, leben wir immer hier in der Abgeschlossenheit. Nur der Marktkorb kommt manchmal hinaus und bringt uns Neuigkeiten; aber der spricht zu keck über die Regierung und das Volk, so daß neulich ein alter Topf vor Schreck darüber umfiel und in Stücke zerbrach."

„Genug," rief das Feuerzeug, „du sprichst zu viel. Wollen wir uns nicht einen lustigen Abend machen?" Und dabei schlug der Stahl gegen den Feuerstein, daß es Funken gab.

„Jawohl," entgegneten die Schwefelhölzer, „laßt uns davon reden, wer der Vornehmste unter uns ist."

„Nein," sagte der Tontopf, „ich liebe es nicht, von mir selbst zu reden. Ich schlage eine Abendunterhaltung vor und jeder soll erzählen, was er erlebt hat. Das ist hübsch und unterhaltend. Ich werde den Anfang machen. Also hört zu! An der Ostsee bei den dänischen Buchten —"

„Ein prächtiger Anfang! Das wird gewiß eine schöne Geschichte!" riefen die Teller.

„Dort," fuhr der Topf fort, „habe ich meine Jugend verlebt. Es war eine stille Familie, der Fußboden in den Zimmern war stets blank gescheuert und alle vierzehn Tage kamen reine Gardinen an die Fenster."

„Wie hübsch Sie doch erzählen!" sagte der Kehrbesen, „man merkt gleich, daß ein Mann erzählt, der viel mit Frauen verkehrt hat, denn es ist so etwas Reinliches in der Geschichte."

„Ja, das spürt man wohl," sagte der Wassereimer und machte vor Freuden einen kleinen Sprung.

Nun erzählte der Topf weiter und seine Geschichte war am Ende so gut als am Anfang. Alle Teller klapperten vor Freude, und der Kehrbesen nahm grüne Petersilie aus dem Küchenschrank und machte für den Topf einen Kranz. Er wußte, daß das die andern ärgern würde, und dann, dachte er, wenn ich ihn heute bekränze, so bekränzt er dafür morgen mich!

Mit einem Male fing die Feuerzange an zu tanzen. Ei, wie konnte die das eine Bein in die Höhe schwingen! Der alte Stuhlüberzug dort im Winkel platzte vor Lachen entzwei, als er es sah. „Nun werde ich doch auch bekränzt?" fragte die Feuerzange, und sie erhielt auch einen Petersilienkranz.

„Das ist doch recht gemeines Volk!" dachten die Schwefelhölzer.

Nun sollte die Teemaschine singen, aber die entschuldigte sich, sie sei heiser und könne nur singen, wenn sie koche. Allein das war nur Vornehmtuerei, sie wollte nicht singen, wenn sie nicht drinnen in der Stube vor vornehmer Gesellschaft auf dem Tische stand.

Jetzt ließ sich eine alte Gänsefeder hören, mit welcher das Dienstmädchen zu schreiben pflegte. Sie war zu tief in die Tinte getaucht, aber darauf war sie gerade stolz. Diese sagte: „Will die Teemaschine nicht singen, so mag sie es bleiben lassen. Da draußen hängt im Käfig eine Nachtigall. Die hat zwar nichts gelernt, aber wir nehmen es heute abend nicht so genau!"

„Ich finde es höchst unpassend," brummte der Teekessel, „daß ein fremder Vogel gehört werden soll. Ist das etwa patriotisch? Ich fordere den Marktkorb auf, sich darüber zu äußern!"

„Ich ärgere mich nur!" sagte der Marktkorb. „Ist das auch eine Art und Weise, den Abend zuzubringen? Wäre es nicht weit vernünftiger, wenn wir das ganze Haus einmal zurechtsetzten? Ein jeder müßte auf seinen Platz kommen und ich würde das Ganze leiten. Das würde sicher etwas Besseres werden."

„Ja," riefen alle, „wir wollen Lärm machen."

In diesem Augenblicke kam das Dienstmädchen in die

Küche. Da waren alle stille und wagten sich nicht mehr zu mucksen. Aber es war kein einziger Topf, der nicht im stillen gesagt hätte: „Wenn ich nur gewollt hätte, dann wäre es sicher ein lustiger Abend geworden!“

Das Dienstmädchen ergriff ein paar Schwefelhölzer und machte Feuer. Hui! wie die sprühten und in Brand gerieten. „Nun,“ dachten sie, „kann doch jeder sehen, daß wir die Vornehmsten sind. Solchen Glanz hat keiner.“ Aber kaum hatten sie das gesagt, da waren sie verbrannt!

„Das war ein reizendes Märchen,“ sagte die Königin. „Du sollst unsre Tochter haben.“ — „Jawohl,“ sagte der König, „du sollst sie haben und am Montag soll die Hochzeit sein.“

Die Hochzeit war also bestimmt und am Abend vorher wurde die ganze Stadt illuminiert, und Zwieback und Brezeln wurden unter das Volk geworfen; die Straßenjungen trieben sich haufenweise auf den Gassen herum, riefen in einem fort hurra! und pfiffen auf den Fingern. Kurz, es war über alle Maßen prächtig.

„Da muß ich doch auch ein wenig zur allgemeinen Freude beitragen,“ sagte der Kaufmannssohn und kaufte



sich Raketen, Knallerbsen und sonstiges Feuerwerk, legte es in seinen Koffer und fuhr damit in die Luft hinauf. Dort brannte er sein Feuerwerk ab. Das glänzte und zischte und knallte! So etwas hatten die Türken noch nicht gesehen; sie jubelten und tanzten vor Vergnügen und sprangen, daß

sie die Pantoffeln verloren. Sie zweifelten nun nicht mehr, daß es der Türkengott selbst war, der die Prinzessin heiraten sollte.

Als der Jüngling sich in seinem Koffer wieder in dem Walde niedergelassen hatte, sprach er bei sich: „Ich will doch einmal in die Stadt gehen, um zu hören, wie es ausgesehen hat.“ Ja, was hörte er da alles! „Ich,“ rief der eine, „habe den Türkengott selbst gesehen, er hatte glänzende Augen und einen prächtigen Bart.“ — „Er flog daher,“ meinte ein andrer, „wie in einem Feuermantel. Strahlende Engel flogen um ihn herum!“ Kurz, er hörte, daß es allen gar sehr gefallen hatte und freute sich auf den andern Tag, wo Hochzeit sein sollte.

Nun ging er wieder in den Wald, um sich in seinen Koffer zu setzen. Aber wo war der? Er war verbrannt. Ein Funke des Feuerwerks hatte ihn in Flammen gesetzt und da lag er nun in Asche. Jetzt konnte der Jüngling nicht mehr fliegen und zu seiner Braut gelangen. Die stand den ganzen Tag auf dem Dache und wartete und wartet wahrscheinlich noch jetzt. Der Jüngling aber durchzieht die Welt und erzählt Märchen. Aber keines von seinen Märchen ist so lustig als das von den Schwefelhölzchen.

---

## Die Nachtigall.

In China, das weißt du ja, ist der Kaiser ein Chinese, und alle, die er um sich hat, sind auch Chinesen. Es sind nun schon viele Jahre her, daß sich dort die Geschichte ereignete, welche ich jetzt erzählen will. Des Kaisers Schloß war das prächtigste auf der Welt, ganz und gar von feinem Porzellan, aber so fein und spröde, daß man sich gar sehr in acht nehmen mußte, daran zu rühren. Im Garten sah man die wunderbarsten Blumen und an die prächtigsten waren Silberglocken gehängt, welche klangen, damit man nicht vorbeigehen möchte, ohne die Blumen zu bemerken. Ja, alles war in des Kaisers Garten aufs feinste ausge-

dacht und er erstreckte sich so weit, daß der Gärtner selbst das Ende desselben nicht kannte. Ging man weiter, so kam man in den herrlichsten Wald mit hohen Bäumen und tiefen Seen. Der Wald ging bis zum Meere, welches blau und tief war; große Schiffe konnten unter den Zweigen der Bäume hinsegeln, und in diesen wohnte eine Nachtigall, welche so herrlich sang, daß selbst der arme Fischer, obwohl er viel zu schaffen hatte, stillhielt und horchte, wenn er Nachts ausgefahren war, um das Netz auszuwerfen. „Ach Gott, wie ist das schön!" sagte er; aber er mußte auf sein Netz achtgeben und vergaß dabei den Vogel. Doch wenn dieser in der folgenden Nacht wieder sang und der Fischer dorthin kam, sagte er dasselbe: „Ach Gott, wie ist das schön!"

Aus allen Ländern kamen Reisende nach der Stadt des Kaisers und bewunderten diese, das Schloß und den Garten. Doch wenn sie die Nachtigall zu hören bekamen, sagten sie alle: „Das ist doch das beste!"

Die Reisenden erzählten davon und die Gelehrten schrieben viele Bücher über die Stadt, das Schloß und den Garten. Aber auch die Nachtigall vergaßen sie nicht, sondern stellten sie am höchsten, und die Dichter schrieben herrliche Gedichte über die Nachtigall im Walde bei dem tiefen See.

Von diesen Büchern kamen einige auch einmal zum Kaiser. Er saß in seinem goldenen Stuhle und las und las; jeden Augenblick nickte er mit dem Kopfe, denn er freute sich über die prächtigen Beschreibungen der Stadt, des Schlosses und des Gartens. „Aber die Nachtigall ist doch das allerbeste!" stand da geschrieben.

„Was ist das?" sagte der Kaiser. „Die Nachtigall kenne ich ja gar nicht! Ist ein solcher Vogel in meinem Kaiserreiche und sogar in meinem eigenen Garten? Das habe ich nie gehört! So etwas muß ich erst aus Büchern erfahren!" Und sogleich rief er seinen Hofmarschall. Der war so vornehm, daß, wenn jemand, der geringer als er war, mit ihm zu sprechen oder ihn nach etwas zu fragen wagte, er weiter nichts erwiderte, als „P!" und „P!" hat doch nichts zu bedeuten.

„Hier soll ja ein höchst merkwürdiger Vogel sein, welcher Nachtigall heißt!" sagte der Kaiser. „Man sagt, dies

sei das allerbeste in meinem Reiche. Warum hat man mir nie etwas davon gesagt?“

„Ich habe ihn nie nennen hören!“ sagte der Hofmarschall. „Er ist nie bei Hofe vorgestellt worden!“

„Ich will, daß er heute abend komme und vor mir singe!“ sagte der Kaiser. „Die ganze Welt weiß, was ich habe, und ich weiß es nicht!“

„Ich habe ihn wahrlich nie nennen hören!“ sagte der Hofmarschall. „Ich werde ihn suchen, ich werde ihn finden!“ —

Ja, aber wo war er? Der Hofmarschall lief alle Treppen auf und nieder, durch Säle und Gänge, aber keiner von allen denen, die er begegnete, hatte von der Nachtigall gehört. Und der Mann lief wieder zum Kaiser und sagte, daß die Geschichte von der Nachtigall sicher eine Fabel sei, welche die Buchschreiber erfunden hätten. „Dero Kaiserliche Majestät können gar nicht glauben, was für Lügen geschrieben werden!“

„Aber das Buch, in dem ich dieses gelesen habe,“ sagte der Kaiser, „ist mir von dem großmächtigsten Kaiser von Japan gesandt, und es kann also keine Unwahrheit sein. Ich will die Nachtigall hören! Sie muß heute abend hier sein! Sie hat meine höchste Gnade! Und kommt sie nicht, so soll dem ganzen Hof auf den Leib getrampelt werden, wenn er Abendbrot gegessen hat!“

„Tsing pe!“ sagte der Hofmarschall und lief wieder alle Treppen auf und nieder, durch alle Säle und Gänge; und der halbe Hof lief mit, denn sie wollten nicht gern auf den Leib getrampelt werden. Da gab es ein Fragen nach der Nachtigall, welche die ganze Welt kannte, nur niemand bei Hofe! Endlich fanden sie ein kleines, armes Mädchen in der Küche. Die sagte: „O Gott, die Nachtigall kenne ich gut; ja, wie kann die singen! Sie wohnt unten am Strande, und wenn ich am Abend nach Hause zu meiner armen, kranken Mutter gehe und müde bin und im Walde ausruhe, dann höre ich die Nachtigall singen! Es kommen mir dabei die Tränen in die Augen, und es ist, als ob meine Mutter mich küßte!“

„Kleines Mädchen!“ sagte der Hofmarschall, „ich werde

dir eine Anstellung in der Küche und die Erlaubnis verschaffen, den Kaiser speisen zu sehen, wenn du uns zur Nachtigall führst, denn sie ist heute abend an den Hof befohlen." Und so zogen sie alle hinaus in den Wald, wo die Nachtigall zu singen pflegte. Auf dem Wege fing eine Kuh zu brüllen an.

„O!" sagten die Hofjunker, „nun haben wir sie! Das ist doch eine merkwürdige Kraft in einem so kleinen Tiere! Die haben wir sicher schon früher gehört!"

„Nein, das sind Kühe, welche brüllen!" sagte das kleine Küchenmädchen. „Wir sind noch weit von dem Orte entfernt!"

Nun quakten die Frösche im Sumpfe.

„Herrlich!" sagte der chinesische Hofprediger. „Nun höre ich sie; es klingt gerade wie kleine Kirchenglocken."

„Nein, das sind Frösche!" sagte die kleine Köchin. „Aber nun werden wir sie bald hören!"

Da begann die Nachtigall zu schlagen.

„Das ist sie!" sagte das kleine Mädchen. „Hört! Hört! Da sitzt sie!" Und sie zeigte nach einem kleinen, grauen Vogel oben in den Zweigen.

„Ist es möglich?" rief der Hofmarschall. „So hätte ich sie mir nimmer gedacht! Wie gewöhnlich sie aussieht! Sie hat gewiß ihre Farbe darüber verloren, daß sie so viele vornehme Menschen um sich erblickt!"

„Kleine Nachtigall!" rief die kleine Köchin laut, „unser gnädigster Kaiser wünscht, daß du vor ihm singst!"

„Mit dem größten Vergnügen!" sagte die Nachtigall und sang dann, daß es eine Lust war.

„Es klingt gerade wie Glasglocken!" sagte der Hofmann. „Es ist doch merkwürdig, daß wir sie früher nie gehört haben! Sie wird großes Aufsehen bei Hofe machen!"

„Soll ich noch einmal vor dem Kaiser singen?" fragte die Nachtigall, welche glaubte, der Kaiser sei auch da.

„Meine vortreffliche kleine Nachtigall!" sagte der Hofmarschall, „ich habe die Ehre, Sie zu einem Hoffeste heute abend einzuladen, wo Sie Dero hohe kaiserliche Gnaden mit Ihrem herrlichen Gesange bezaubern werden!"

„Der hört sich am besten im Grünen an!" sagte die

Nachtigall; aber sie kam doch gern mit, als sie hörte, daß es der Kaiser wünschte.

In dem Schlosse glänzten die Wände und der Fußboden, welche von Porzellan waren, im Strahle vieler tausend Goldlampen; die prächtigsten Blumen, welche am hellsten klingen konnten, waren in den Gängen aufgestellt. Das war ein Laufen, und alle Glocken klingelten so, daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Mitten in dem großen Saal, wo der Kaiser saß, war eine goldene Säule aufgestellt, auf diese sollte die Nachtigall sitzen. Der ganze Hof war da, und die kleine Köchin hatte die Erlaubnis erhalten, hinter der Tür zu stehen, da sie nun den Titel einer wirklichen Hofköchin bekommen hatte. Alle waren in ihrem größten Putz und sahen nach dem kleinen grauen Vogel, dem der Kaiser zunickte.

Die Nachtigall sang so herrlich, daß dem Kaiser die Tränen über die Wangen herniederliefen; da sang die Nachtigall noch schöner, das ging recht zu Herzen. Der Kaiser war so entzückt, daß er sagte, die Nachtigall solle seinen goldenen Pantoffel als Dekoration um den Hals tragen. Aber die Nachtigall dankte, sie sei schon genug belohnt.

„Ich habe Tränen in des Kaisers Augen gesehen, das ist mir der reichste Schatz! Eines Kaisers Tränen haben eine besondere Kraft! Gott weiß es, ich bin genug belohnt!“ Darauf sang sie wieder mit ihrer süßen, herrlichen Stimme.

„Das ist die angenehmste Art, sich beliebt zu machen!“ sagten die Damen ringsumher, und dann nahmen sie Wasser in den Mund, um zu gluckſen, wenn jemand mit ihnen spräche. Sie glaubten, dann auch Nachtigallen zu sein. Ja, die Diener und Kammermädchen ließen ihre höchste Zufriedenheit aussprechen und das will viel sagen, denn diese sind am schwersten zu befriedigen. Kurz, die Nachtigall machte wirklich Glück. Sie sollte nun bei Hofe bleiben, ihren eigenen Bauer bekommen, aber dabei die Erlaubnis haben, zweimal des Tages und einmal des Nachts herauszuspazieren. Sie bekam dann immer zwölf Diener mit, welche ein Seidenband um ihr Bein geschlungen hatten, an welchem sie dieselbe festhielten. Es war durchaus kein Vergnügen bei einem solchen Ausfluge.

Die ganze Stadt sprach von dem merkwürdigen Vogel. Ja, elf arme Kinder wurden nach ihr genannt; aber nicht eins von ihnen hatte einen Ton in der Kehle.

Eines Tages erhielt der Kaiser ein großes Paket mit der Aufschrift: „Die Nachtigall."

„Das ist gewiß ein neues Buch über unsern Vogel!" sagte der Kaiser. Aber es war kein Buch, sondern ein kleines Kunstwerk, welches in einer Schachtel lag, eine künstliche Nachtigall, die der lebenden gleichen sollte, allein überall mit Edelsteinen besetzt war. Sobald man den Kunstvogel aufzog, konnte er eins der Stücke, welche der wirkliche Vogel sang, singen; und dann bewegte sich der Schweif auf und nieder, und glänzte von Silber und Gold. Um den Hals hing ein kleines Band mit der Inschrift: „Des Kaisers von Japan Nachtigall ist arm gegen die des Kaisers von China."

„Das ist herrlich!" sagten alle, und der, welcher den Kunstvogel gebracht hatte, erhielt sogleich den Titel: Kaiserlicher Oberhof-Nachtigall-Überbringer.

„Nun müssen sie zusammen singen, was wird das für ein Duett werden!" Und so sangen sie zusammen; aber es wollte nicht recht passen, denn die Nachtigall sang auf ihre Weise und der Kunstvogel ging auf Walzen. „Der hat keine Schuld," sagte der Spielmeister; „der ist taktfest!" Nun sollte der Kunstvogel allein singen. Er machte ebensoviel Glück, als der wirkliche, und dann war er ja viel niedlicher; er glänzte wie Armbänder und Busennadeln. Dreiunddreißigmal sang er dasselbe Stück und war doch nicht müde. Die Leute hätten es gern noch einmal gehört, aber der Kaiser meinte, daß nun auch die lebendige Nachtigall etwas singen solle. Aber die war aus dem offenen Fenster zu ihren grünen Wäldern fortgeflogen.

„Was ist denn das!" sagte der Kaiser. Und alle Hofleute schalten und meinten, daß die Nachtigall ein sehr undankbares Tier sei. „Den besten Vogel haben wir ja aber noch!" sagten sie; und so mußte denn der Kunstvogel wieder singen, und das war das vierunddreißigste Mal, daß sie dasselbe Stück zu hören bekamen. Trotzdem konnten sie es doch nicht auswendig; es war gar zu schwer. Und der

Spielmeister lobte den Vogel außerordentlich; ja, er versicherte, daß er besser als eine Nachtigall sei.

„Denn sehen Sie, Euer kaiserliche Gnaden! bei der wirklichen Nachtigall kann man nie berechnen, was da kommen wird; aber bei dem Kunstvogel ist alles bestimmt! Man kann es erklären, wie die Walzen liegen, wie sie gehen, und wie das eine aus dem andern folgt!"

„So denken auch wir!" sagten alle, und der Spielmeister erhielt die Erlaubnis, am nächsten Sonntage den Vogel dem Volke zu zeigen. Es sollte ihn auch singen hören, befahl der Kaiser. Und es hörte ihn; und es wurde so vergnügt, als ob es sich in Tee berauscht hätte. Das kommt nämlich bei den Chinesen öfters vor. Da sagten alle: „Oh!" und hielten den Zeigefinger in die Höhe und nickten dazu. Die armen Fischer jedoch, welche die wirkliche Nachtigall gehört hatten, sagten: „Das klingt hübsch genug, die Melodieen gleichen sich auch; aber es fehlt noch etwas!"

Die wirkliche Nachtigall wurde aus dem Reiche verwiesen. Der Kunstvogel hatte seinen Platz auf einem Seidenkissen dicht bei des Kaisers Bette; alle die Geschenke, welche er erhalten, lagen rings um ihn her, und im Titel war er zu einem „Hochkaiserlichen Nachttisch-Sänger" gestiegen, im Range bis Nummer eins zur linken Seite. Denn der Kaiser hielt die Seite für die vornehmste, auf der das Herz saß. Und der Spielmeister schrieb ein Werk von fünfundzwanzig Bänden über den Kunstvogel; das war so gelehrt und so lang, daß alle Leute sagten, sie hätten es gelesen; denn sonst wären sie ja dumm gewesen und auf den Leib getrampelt worden.

So ging es ein ganzes Jahr. Der Kaiser, der Hof und alle andern Chinesen konnten jeden Ton in des Kunstvogels Gesange auswendig. Aber gerade deshalb gefiel er ihnen jetzt am besten; sie konnten selbst mitsingen und das gefiel ihnen. Die Straßenbuben sangen: „Zizizi! Gluckgluckgluck!" und der Kaiser sang es ebenfalls.

Aber eines Abends, als der Kunstvogel am besten sang, und der Kaiser im Bette lag und zuhörte, knarrte es inwendig im Vogel „Schwupp". Da sprang etwas! „Schnurrrr!" Alle Räder liefen herum, und dann stand die Musik still.

Der Kaiser ließ gleich seinen Leibarzt rufen; aber was konnte der helfen! Dann ließen sie den Uhrmacher holen, und der brachte nach vielem Nachsehen den Vogel wieder etwas in Ordnung; aber er sagte, daß er geschont werden müsse, denn die Zapfen seien abgenutzt, und es sei unmöglich, neue einzusetzen. Nun war eine große Trauer! Nur einmal des Jahres durfte man den Kunstvogel singen lassen, und das war schon fast zu viel. Aber dann hielt der Spielmeister eine Rede und bewies, daß es ebensogut sei, wie früher, was die Leute dann auch wirklich glaubten.

Jetzt waren fünf Jahre vergangen, und das Land bekam große Trauer. Der Kaiser war krank und konnte, wie man sagte, nicht lange mehr leben. Schon war ein neuer Kaiser gewählt, und das Volk stand draußen auf der Straße und fragte den Hofmarschall, wie es ihrem alten Kaiser gehe.

„P!" sagte er und schüttelte mit dem Kopfe.

Kalt und bleich lag der Kaiser in seinem prächtigen Bette; der ganze Hof glaubte ihn tot, und ein jeder lief hin, den neuen Kaiser zu begrüßen. Die Kammerdiener liefen hinaus, um darüber zu schwatzen, und die Kammermädchen hielten große Kaffeegesellschaft. Ringsumher in allen Sälen und Gängen war Tuch gelegt, damit man keinen Fußtritt vernehme, und deshalb war es da ganz still! Aber der Kaiser war noch nicht tot; steif und bleich lag er in dem prächtigen Bette; hoch oben stand ein Fenster offen, und der Mond schien herein auf den Kaiser und den Kunstvogel. Der arme Kaiser konnte kaum atmen; es war, als ob etwas auf seiner Brust säße; er schlug die Augen auf und sah, daß es der Tod sei, der auf seiner Brust saß und sich seine goldene Krone aufgesetzt hatte und in der einen Hand des Kaisers goldenen Säbel, in der andern seine prächtige Fahne hielt. Ringsumher aus den Falten der großen Bettvorhänge sahen wunderbare Köpfe hervor, einige häßlich, andere lieblich und mild. Das waren des Kaisers böse und gute Taten, welche ihn anblickten, jetzt da der Tod auf seinem Herzen saß.

„Entsinnest du dich dieses?" flüsterte einer nach dem andern. „Erinnerst du dich dessen?" Und dann erzählten sie ihm so viel, daß ihm ganz angst und bange wurde.

„Das habe ich nicht gewußt!“ stöhnte der Kaiser. „Musik! Musik! die große chinesische Trommel!“ rief er, „damit ich nicht alles höre, was sie sagen!“

Aber sie fuhren fort, und der Tod nickte zu allem, was gesagt wurde.

„Musik! Musik!“ schrie der Kaiser. „Du herrlicher Goldvogel! Singe doch, singe! Ich habe dir ja Gold und Kostbarkeiten gegeben; ich habe dir selbst meinen goldenen Pantoffel um den Hals gehängt, singe doch, singe!“

Der Vogel aber stand still, denn es war niemand da, ihn aufzuziehen, aber der Tod fuhr fort, den Kaiser mit seinen hohlen Augen anzustarren, und es war schrecklich still!

Da ertönte auf einmal am Fenster der herrlichste Gesang; es war die lebendige Nachtigall, welche auf dem Fenstergesimse saß. Sie hatte von der Not des Kaisers gehört und war gekommen, ihm Trost und Hoffnung zu singen. Und wie sie sang, wurden die Gespenster immer bleicher; das Blut kam immer rascher in des Kaisers Gliedern in Bewegung, und selbst der Tod horchte und sagte: „Fahre fort, kleine Nachtigall! fahre fort!“

„Ja, willst du mir den prächtigen goldenen Säbel geben? Willst du mir die reiche Fahne geben? Willst du mir des Kaisers Krone geben?“

Der Tod gab jedes Kleinod für einen Gesang, und die Nachtigall fuhr fort zu singen; sie sang von dem stillen Friedhof, wo die weißen Rosen wachsen und wo der Flieder duftet, und wo das frische Gras von den Tränen der Überlebenden befeuchtet wird. Da bekam der Tod Sehnsucht nach seinem Garten und eilte wie ein kalter weißer Nebel fort.

„Dank, Dank!“ sagte der Kaiser. „Du himmlischer Vogel! Ich kenne dich wohl! Dich habe ich aus meinem Reiche gejagt! Und doch hast du die bösen Geister weggesungen und den Tod von meinem Herzen weggeschafft! Wie kann ich dir danken?“

„Du hast mich schon belohnt!“ sagte die Nachtigall. „Ich habe deinen Augen Tränen entlockt, als ich das erste Mal sang; das vergesse ich nie! Das sind Juwelen, die einem Sängerherzen wohltun! — Aber schlafe nun und werde wieder frisch und stark! Ich will dir etwas vorsingen!“



Da ertönte auf einmal am Fenster der herrlichste Gesang. (S. 102.)

Und sie begann wieder zu singen und der Kaiser fiel in einen süßen Schlummer. Ach! wie wohltuend war der Schlaf!

Die Sonne schien zu ihm herein, als er gestärkt und gesund erwachte. Keiner von seinen Dienern war zurückgekehrt, denn sie glaubten, er sei tot; nur die Nachtigall saß noch bei ihm und sang. — „Immer mußt du bei mir bleiben!“ sagte der Kaiser. „Du sollst nur singen, wenn du selbst willst, und den Kunstvogel schlage ich in tausend Stücke.“

„Tu' das nicht!“ sagte die Nachtigall. „Der hat ja das Gute getan, so lange er konnte! Behalte ihn nur! Ich aber kann im Schlosse nicht wohnen, laß mich daher kommen, wenn ich selbst Lust habe, da will ich des Abends auf diesem Zweige sitzen und dir etwas vorsingen, damit du froh werden kannst! Ich komme weit herum, zu Armen und Reichen, zu Glücklichen und Unglücklichen und werde dir von vielem singen können, was in deinem Reiche passiert und dir verborgen bleibt, und was dir zu wissen frommt. Aber eins mußt du mir versprechen.“ — „Alles!“ sagte der Kaiser und stand da in seiner kaiserlichen Tracht, die er selbst angelegt hatte, und drückte den goldenen Säbel an sein Herz.

„Um eins bitte ich dich! Erzähle niemandem, daß du einen kleinen Vogel hast, der dir alles sagt; dann wird es noch besser gehen!“

Da flog die Nachtigall fort und die Diener kamen, um nach dem toten Kaiser zu sehen — ha, da standen sie und machten große Augen und der Kaiser sagte: „Guten Morgen!“



## Tölpelhans.

Im Innern des Landes lag ein alter Herrensitz; dort lebte ein alter Gutsherr, welcher zwei Söhne hatte, die so witzig und klug waren, daß die Hälfte davon genug gewesen wäre. Diese wollten sich nun um die Königstochter bewerben, denn dieselbe hatte öffentlich bekannt machen lassen, sie wolle den zum Gatten nehmen, der sich am klügsten mit ihr unterhalten würde.

Die beiden bereiteten sich nun volle acht Tage auf die Bewerbung vor. Längere Zeit wurde nicht gewährt. Es war aber hinreichend für die beiden, denn sie hatten Vorkenntnisse, und wie gut diese sind, weiß ein jeder. Der eine wußte das ganze lateinische Wörterbuch und auch drei Jahrgänge vom Tageblatte des Städtchens auswendig, und zwar so, daß er alles von vorn und hinten, wie man nur wünschte, aufsagen konnte. Der andre hatte die Zunftgesetze studiert und wußte auswendig, was jeder Zunftvorstand wissen muß, weshalb er auch meinte, er könne über Staatsgeschäfte mitsprechen. Dann verstand er noch eins: er konnte Hosenträger mit Rosen und andern Blumen und Schnörkeleien besticken, denn er war sehr fingerfertig.

„Ich bekomme die Königstochter!" riefen sie beide, und so schenkte der Vater einem jeden ein prächtiges Pferd. Derjenige, welcher das Wörterbuch und das Tageblatt auswendig wußte, bekam einen Rappen, der andre erhielt ein schneeweißes Pferd und dann schmierten sie sich die Mundwinkel mit Fischtran ein, damit sie recht geschmeidig würden. — Das ganze Gesinde stand unten im Hofe und war Zeuge, wie sie zu Pferde stiegen. Zufällig kam auch der dritte Bruder hinzu, denn der alte Gutsherr hatte drei Söhne, aber niemand rechnete diesen dritten mit zu den andern, weil er nicht so gelehrt wie diese war, und man nannte ihn auch gewöhnlich nur Tölpelhans.

„Ei!" rief Tölpelhans, „wohin wollt ihr? Ihr habt euch ja in den Sonntagsstaat geworfen!"

„Zum Hofe des Königs, um mit der Königstochter zu diskurieren! Weißt du denn nicht, was im ganzen Lande bekannt gemacht ist?" Und sie erzählten es ihm.

„Ei der Tausend! da bin ich auch dabei!“ rief Tölpelhans; aber die Brüder lachten ihn aus und ritten weg.

„Vater!“ rief Tölpelhans, „gib mir auch ein Pferd. Ich habe auch Lust bekommen, mich zu verheiraten! Nimmt sie mich, so nimmt sie mich, und nimmt sie mich nicht, so nehm' ich sie!“ —

„Laß das dumme Geschwätz!“ sagte der Alte, „du bekommst kein Pferd, du kannst nicht reden; deine Brüder, das ist was andres, das sind andre Leute.“

„Nun,“ entgegnete Tölpelhans, „wenn ich kein Pferd kriege, so nehme ich den Ziegenbock, der gehört mir so wie so, und tragen kann er mich auch!“ — Damit setzte er sich rittlings auf den Ziegenbock und sprengte auf der Landstraße davon. Hui, hopp! das war ein Ritt! „Hier komm' ich!“ schrie Tölpelhans, und sang, daß es weit und breit schallte.

Die Brüder ritten langsam ihm voraus; sie sprachen unterwegs kein Wort, sie mußten sich ja alle guten Einfälle überlegen, die sie vorbringen wollten.



„Hallo! Hallo!“ schrie Tölpelhans: „Hier komme ich! Schaut, was ich gefunden!“ — und er zeigte ihnen eine tote Krähe.

„Tölpel!“ sprachen die Brüder, „was willst du damit machen?“

„Mit der Krähe? — die will ich der Königstochter schenken!“

„Ja, das tu' nur!" sagten sie, lachten und ritten weiter.

„Hallo! hier komm' ich! Seht, was ich jetzt gefunden habe, das findet man nicht alle Tage auf der Landstraße!"

Die Brüder kehrten um, damit sie sähen, was er wohl noch gefunden haben könnte. „Tölpel!" sagten sie, „das ist ja ein alter Holzschuh, dem noch dazu ein Stück fehlt; willst du den auch der Königstochter schenken?"

„Jawohl will ich das!" erwiderte Tölpelhans; aber die Brüder lachten und ritten davon und kamen ihm weit voraus.

„Hopp, hopp! hier bin ich!" rief Tölpelhans; „es wird immer besser! heisa! Das ist herrlich!"

„Was hast du denn jetzt gefunden?" fragten die Brüder.

„O," — sagte Tölpelhans, „das ist gar nicht zu sagen! Wie wird sich die Königstochter freuen!"

„Pfui!" riefen die Brüder, „das ist ja Schlamm, aus dem Graben."

„Ja freilich!" sprach Tölpelhans, „und zwar von der feinsten Sorte, seht, er läuft einem durch die Finger!" und damit füllte er seine Tasche voll Schlamm.

Allein die Brüder jagten dahin, daß Kies und Funken stoben. Daher gelangten sie auch eine ganze Stunde früher als Tölpelhans an das Stadttor. Hier bekamen alle Freier sofort nach ihrer Ankunft Nummern und wurden in Reihe und Glied aufgestellt, sechs in jede Reihe, und so eng zusammengedrängt, daß sie nicht einmal die Arme bewegen konnten; das war sehr klug eingerichtet, denn sie hätten sonst einander wohl die Kleider vom Leibe gerissen.

Das ganze Volk stand rings um das königliche Schloß, um zu sehen, wie die Königstochter die Freier empfange. Aber merkwürdig, sobald einer von diesen in den Saal trat, ging ihm die Rede aus wie ein Licht.

„Taugt nichts!" sprach die Königstochter. „Weg!"

Endlich kam die Reihe an denjenigen der Brüder, welcher das Wörterbuch auswendig wußte, aber er wußte es nicht mehr, er hatte es plötzlich ganz vergessen; und die Fußdielen knarrten und die Zimmerdecke war von lauter Spiegelglas, so daß er sich selber auf dem Kopfe stehen sah, und an jedem Fenster saßen drei Schreiber und ein Oberschreiber, und diese schrieben alles nieder, was gesprochen wurde, damit

es sofort in die Zeitung käme. Es war entsetzlich, und dabei hatten sie den Ofen so stark geheizt, daß er glühend war.

„Hier ist eine schreckliche Hitze!" — sprach der Freier.

„Jawohl! mein Vater bratet aber heute auch junge Hähne!" sagte die Königstochter.

„Bäh!" da stand er; auf solche Rede war er nicht gefaßt gewesen; kein Wort wußte er zu erwidern, obwohl er etwas Witziges hatte sagen wollen. „Bäh!"

„Taugt nichts!" sagte die Königstochter. „Weg!" und hinaus mußte er.

Nun trat der andre Bruder ein.

„Hier ist eine schreckliche Hitze!" sagte er.

„Jawohl, wir braten heute junge Hähne!" entgegnete die Königstochter.

„Wie belie —?" sagte er, und die Schreiber schrieben: wie belie —

„Taugt nichts!" sagte die Königstochter. „Weg!"

Nun kam Tölpelhans dran; er ritt auf seinem Ziegenbocke stracks in den Saal hinein. „Na, das ist aber eine Hitze hier!" sagte er.

„Jawohl, ich brate aber auch junge Hähne!" sagte die Königstochter.

„Das ist gut!" erwiderte Tölpelhans, „dann kann ich wohl eine Krähe mitbraten?"

„Mit dem größten Vergnügen!" sprach die Königstochter; „aber haben Sie etwas, worin Sie braten können? denn ich habe weder Topf noch Pfanne!"

„Jawohl!" sagte Tölpelhans. „Hier ist ein vorzügliches Kochgeschirr," und er zog den alten Holzschuh hervor und legte die Krähe hinein.

„Das ist ja eine ganze Mahlzeit," sagte die Königstochter, „aber wo nehmen wir die Sauce her?"

„Die habe ich in der Tasche!" sprach Tölpelhans. „Ich habe sogar Überfluß davon!" — und nun goß er etwas Schlamm aus der Tasche heraus.

„Das gefällt mir!" sagte die Königstochter, „du kannst doch antworten, und du kannst reden, und dich will ich zum Manne haben! — Aber weißt du auch, daß jedes Wort, welches wir gesprochen haben, aufgeschrieben wird und morgen

in die Zeitung kommt? An jedem Fenster, siehst du, stehen drei Schreiber und ein Oberschreiber, und dieser Oberschreiber ist noch der schlimmste, denn er kann nicht gut hören!" Aber das sagte sie nur, um Tölpelhans zu ängstigen. Und die Schreiber lachten und machten dabei jeder einen Tintenklecks auf den Fußboden.

„Das sind wohl die Herrschaften da!" sagte Tölpelhans; „nun dann werde ich dem Oberschreiber das Beste geben!" Und damit kehrte er seine Taschen um und warf ihm den Schlamm gerade ins Gesicht.

„Du hast dir gut geholfen!" sagte die Königstochter, „das hätte ich nicht tun können! aber ich werde es schon lernen!" Nun wurde Tölpelhans König, bekam eine Frau und eine Krone und saß auf einem Throne. Und das hat uns der Oberschreiber selbst in der Zeitung berichtet. Freilich darf man auch nicht alles glauben, was darin steht!

---

## Die Störche.



Auf dem letzten Hause eines Dörfchens war ein Storchnest. Die Storchmutter saß darin mit ihren vier Jungen, welche die Köpfe mit den kleinen schwarzen Schnäbeln — denn diese waren noch nicht rot geworden — hervorstreckten. Ein kleines Stückchen davon entfernt stand auf dem Dachfirste steif und gravitätisch der Storchvater; er hatte das eine Bein unter sich gezogen, um doch nicht ganz müßig zu sein, während er Schildwache stand. Man hätte glauben können, er sei aus Holz, so still stand er. „Es sieht gewiß sehr vornehm aus, daß meine Frau eine Schildwache beim Neste hat!" dachte er. „Die Leute können ja nicht wissen, daß ich ihr Mann bin und glauben gewiß, daß ich kommandiert worden bin, hier zu stehen. Das sieht nach etwas aus!" Und er fuhr fort, auf einem Beine zu stehen.

Unten auf der Straße spielten Kinder; und als sie die Störche sahen, sang einer der keckſten Knaben, und später alle zusammen, den alten Vers von den Störchen:

„Storch, Storch, fliege weg,
Bleib nicht stets auf einem Fleck,
Deine Frau, die liegt im Neste dein
Bei den lieben Kinderlein.
Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt,
Das dritte man erschießt,
Das vierte wird gespießt."

„Höre nur, was die Jungen singen!" sagten die kleinen Störche, „sie singen, wir sollen gehängt und versengt werden!"

„Daran müßt ihr euch nicht kehren!" sagte die Storchmutter. „Hört gar nicht hin, sie können euch nichts tun!"

Aber die Jungen fuhren fort zu singen und wiesen auf den Storch mit den Fingern; nur ein Knabe, welcher Peter hieß, sagte, daß es eine Sünde sei, die Tiere zum besten zu haben und beteiligte sich nicht bei den Spöttereien. Die Storchmutter tröstete ihre Jungen: „Kümmert euch nicht darum," sagte sie, „seht nur, wie ruhig euer Vater steht, und zwar auf einem Beine!"

„Wir fürchten uns doch!" sagten die Storchkinder und zogen die Köpfe tief in das Nest zurück.

Am andern Tage sangen die Kinder beim Spielen wieder ihr Lied:

„Das eine wird gehängt,
Das andre wird versengt" —

„Werden wir gewiß nicht gehängt und versengt?" fragten die kleinen Störche.

„Nein, gewiß nicht!" sagte die Mutter. „Ihr werdet fliegen lernen, ich will es euch schon lehren! Dann fliegen wir hinaus auf die Wiese und machen den Fröschen einen Besuch; die verneigen sich vor uns und schreien: ‚Koax, Koax!‘ Und dann essen wir sie auf. Das soll eine Lust werden!"

„Und was dann?“ fragten die Storchjungen.

„Dann versammeln sich alle Störche hier im ganzen Lande, und es beginnt das Herbstmanöver; da muß man gut fliegen können, das ist von großer Wichtigkeit. Denn wer da nicht ordentlich fliegen kann, wird vom General mit dem Schnabel totgestochen; deshalb paßt recht auf, etwas zu lernen, wenn das Fliegen anfängt!“

„So werden wir also doch gespießt, wie die Knaben sagten, und höre nur, jetzt singen sie es schon wieder!“

„Hört auf mich und nicht auf sie,“ sagte die Storchmutter. „Nach dem großen Herbstmanöver fliegen wir nach warmen Ländern, weit von hier, über Berge und Wälder. Nach Ägypten fliegen wir, wo es große, dreieckige Steinhäuser gibt, die in eine Spitze auslaufen und in die Wolken ragen; sie werden Pyramiden genannt und sind älter, als ein Storch sich denken kann. Dort ist auch ein Fluß, welcher aus seinem Bette tritt; dann wird das ganze Land zu Schlamm. Man geht in den Schlamm und ißt Frösche.“

„O!“ sagten alle Jungen.

„Ja, da ist es herrlich! Man tut den ganzen Tag nichts andres, als essen, und während wir es dort so gut haben, ist es hier so kalt, daß die Wolken in Stücke frieren und in kleinen, weißen Fetzchen herunterfallen!“ Es war Schnee, den sie meinte, aber sie konnte es nicht deutlicher erklären.

„Frieren dann auch die unartigen Knaben in Stücke?“ fragten die jungen Störche.

„Nein, in Stücke frieren sie nicht, aber beinahe, und sie müssen in der dunkeln Stube stillsitzen. Ihr könnt hingegen in fremden Ländern umherfliegen, wo es Blumen und warmen Sonnenschein gibt.“

Inzwischen verstrich die Zeit und die Jungen waren so groß geworden, daß sie im Neste aufrecht stehen konnten; und der Storchvater kam jeden Tag mit schönen Fröschen, kleinen Schlangen und allen Storchleckereien, die er nur finden konnte. O, das sah lustig aus, wie er ihnen Kunststücke vormachte! Den Kopf legte er ganz zurück auf den Schwanz, mit dem Schnabel klapperte er, als wäre er eine Knarre und dann erzählte er ihnen Geschichten, immer vom Sumpfe.

„Hört, nun müßt ihr fliegen lernen!“ sagte eines Tages die Storchmutter, und dann mußten alle vier Jungen hinaus auf den Dachrücken. O, wie sie schwankten, wie sie mit den Flügeln schlugen, um sich im Gleichgewicht zu halten, und doch waren sie nahe daran, hinunter zu fallen!

„Seht nur auf mich!“ sagte die Mutter. „So müßt ihr den Kopf halten! So müßt ihr die Füße stellen! Eins, zwei! Eins, zwei! Das ist es, was euch in der Welt forthelfen wird!“ Dann flog sie ein kleines Stück, und die Jungen machten einen unbeholfenen Sprung. Bauz! da lagen sie, denn ihr Körper war noch zu schwerfällig.

„Ich will nicht fliegen!“ sagte das eine Junge und kroch wieder in das Nest zurück, „mir ist nichts daran gelegen, nach den warmen Ländern zu kommen!“

„So willst du also hier erfrieren, wenn es Winter wird? Oder sollen die Knaben kommen, um dich zu hängen, zu sengen und zu braten? Gut, ich werde sie rufen!“

„O nein!“ sagte der junge Storch und hüpfte wieder auf das Dach, wie die andern. Am dritten Tage ging es schon ein wenig besser, und da glaubten sie, daß sie auch in der Luft schweben könnten! Das wollten sie, aber bums! da purzelten sie; darum mußten sie schnell die Flügel wieder bewegen. Nun kamen die Knaben und sangen ihr Lied:

„Storch, Storch, fliege weg!“

„Wollen wir nicht zu ihnen hinfliegen und ihnen die Augen aushacken?“ fragten die Jungen.

„Nein, das laßt ihr bleiben!“ sagte die Mutter. „Hört nur auf mich, das ist viel wichtiger! Eins, zwei, drei! nun fliegen wir rechts herum; Eins, zwei, drei! nun links um den Schornstein! Seht, das war sehr gut! Der letzte Flügelschlag war so richtig, daß ich euch erlauben kann, morgen mit in den Sumpf zu fliegen! Da kommen mehrere nette Storchfamilien mit ihren Kindern hin; zeigt dann, daß die meinen die wohlgezogensten sind und haltet euch aufrecht; das sieht gut aus und bringt Ansehen!“

„Aber sollen wir uns denn nicht an den unartigen Buben rächen?“ fragten die jungen Störche.

„Laßt sie schreien, so viel sie wollen! Ihr fliegt doch

über sie weg und kommt nach dem Lande der Pyramiden, wenn sie frieren müssen und kein grünes Blatt, keinen süßen Apfel haben!"

„Ja, wir wollen uns aber doch rächen!" zischelten sie einander zu, und dann wurde wieder exerziert.

Von allen Knaben war keiner ärger darauf versessen, das Spottlied zu singen, als gerade der, welcher damit angefangen hatte, und das war ein ganz kleiner; er war wohl nicht mehr als sechs Jahre alt. Die jungen Störche meinten freilich, daß er hundert Jahre zähle, denn er war ja viel größer als ihre Mutter und ihr Vater, und was wußten sie davon, wie alt kleine und große Kinder sein können! Ihre ganze Rache sollte diesen Knaben treffen, er hatte mit dem Liede angefangen und er blieb auch immer dabei. Die jungen Störche waren sehr erbittert darüber und je größer sie wurden, desto weniger wollten sie es dulden; die Mutter mußte ihnen zuletzt versprechen, daß sie gerächt werden sollten, aber nicht eher als am letzten Tage ihres Aufenthalts.

„Wir müssen doch erst sehen, wie ihr euch bei dem großen Manöver benehmen werdet! Besteht ihr schlecht, so daß der General euch totsticht, dann haben ja die Knaben recht, wenigstens in einer Hinsicht! Laßt uns also zuerst sehen!"

„Ja, das sollst du!" sagten die Jungen, und nun gaben sie sich recht Mühe; sie übten sich jeden Tag und flogen so leicht und schnell, daß es eine Lust war.

Nun kam der Herbst; alle Störche fingen an, sich zu sammeln, um nach den warmen Ländern fortzuziehen. Aber eine große Übung mußte vorausgehen. Über Wälder und Dörfer mußten sie, nur um zu sehen, wie gut sie fliegen könnten, denn es war ja eine große Reise, die ihnen bevorstand. Die jungen Störche machten ihre Sache so brav, daß sie „Ausgezeichnet gut, mit Frosch und Schlangen" erhielten. Das war das allerbeste Zeugnis, und den Frosch und die Schlangen konnten sie essen; das taten sie auch.

„Nun wollen wir Rache nehmen!" sagten sie.

„Ja gewiß!" sagte die Storchmutter. „Was ich mir ausgedacht, ist sicher das richtigste! Ich weiß, wo der Teich ist, in dem alle die kleinen Menschenkinder liegen, bis der

Storch kommt und sie den Eltern bringt. Die niedlichen, kleinen Kinder schlafen und träumen so lieblich, wie sie später nie mehr träumen. Alle Eltern wollen gern ein solches kleines Kind haben, und alle Kinder wollen eine Schwester oder einen Bruder haben. Nun wollen wir nach dem Teiche fliegen und eins für jedes der Kinder holen, welche nicht das böse Lied gesungen und die Störche verhöhnt haben!"

„Aber der, welcher zu singen angefangen, der schlimme, häßliche Bube!" schrieen die jungen Störche; „was machen wir mit ihm?"

„Da liegt im Teiche ein kleines Kind, das sich tot geträumt hat; das wollen wir für ihn nehmen; da wird er weinen, weil wir ihm ein totes Brüderchen gebracht haben; aber dem guten Knaben — ihn habt ihr doch nicht vergessen, ihn, der da sagte: ‚es sei Sünde, die Tiere zum besten zu haben?' — ihm wollen wir sowohl ein Brüderchen als ein Schwesterchen bringen. Und da der Knabe Peter hieß, so sollt ihr auch alle Peter heißen!"

Und so geschah es; fortan hießen alle Störche Peter, und so werden sie heute noch genannt.

---

## Das Gänseblümchen.

Nun merke auf! —

Draußen auf dem Lande, dicht am Wege, lag ein Landhaus; du hast es sicher schon gesehen. Vor demselben ist ein kleiner Garten mit Blumen und einem angestrichenen Stakett; dicht dabei am Graben, mitten im schönsten, grünen Grase, stand ein kleines Gänseblümchen; die Sonne beschien es ebenso warm und schön, als die großen Prachtblumen im Garten, und deshalb wuchs es zusehends. Eines Morgens stand es mit seinen kleinen, blendend weißen Blättern, die wie Strahlen um die gelbe Sonne in der Mitte herum sitzen, ganz aufgeblüht da. Es dachte nicht daran, daß kein Mensch es im Grase sah und daß es nur ein armes, verachtetes Blümchen sei, nein, es war sehr vergnügt und

wendete sich nach der warmen Sonne hin, sah zu ihr auf und horchte auf den Gesang der Lerche.

Das Gänseblümchen war so glücklich, als ob es ein großer Feiertag wäre, und es war doch nur ein Montag. Alle Kinder waren in der Schule; während die auf ihren Bänken saßen und lernten, saß es auf seinem grünen Stengel und lernte auch von der Sonne und allem ringsumher, wie gut Gott ist; und das gefiel ihm am besten, daß die kleine Lerche alles, was sie bei sich fühlte, so deutlich und schön sang. Und das Gänseblümchen schaute mit einer Art Ehrfurcht zu dem glücklichen Vogel, der singen und fliegen konnte, empor, war aber gar nicht betrübt, daß es selbst dies nicht konnte. „Ich sehe und höre ja!" dachte es; „die Sonne bescheint mich und der Wind küßt mich! O, wie reich bin ich doch ausgestattet!"

Innerhalb des Staketts standen viele vornehme Blumen; je weniger Duft sie hatten, um so mehr prahlten sie. Die Päonien bliesen sich auf, um größer als eine Rose zu sein; aber auf die Größe kommt es nicht an! Die Tulpen hatten die allerschönsten Farben, und das wußten sie wohl und hielten sich darum kerzengerade, damit man sie besser sehen könne. Sie beachteten das Gänseblümchen da draußen gar nicht, aber dieses sah desto mehr nach ihnen und dachte: „Wie sind die doch reich und schön! Zu ihnen fliegt sicher der prächtige Vogel und besucht sie! Gott sei Dank, daß ich so nahe dabei stehe, da kann ich doch die Pracht mit ansehen!" Und wie sie das dachte: „Quirrevit!" da kam die Lerche geflogen; aber nicht zu den Päonien und Tulpen — nein, nieder ins Gras zu dem armen Gänseblümchen. Dieses erschrak vor Freude so, daß es gar nicht wußte, was es denken sollte.

Der kleine Vogel tanzte rings um das Gänseblümchen herum und sang: „Nein, wie ist doch das Gras so weich! Und sieh, welch ein niedliches Blümchen mit Gold im Herzen und Silber auf dem Kleide!" Der gelbe Punkt in der Gänseblume sah auch aus wie Gold, und die kleinen Blätter ringsherum glänzten wie Silber.

Wie glücklich das Gänseblümchen war, das kann niemand begreifen! Der Vogel küßte es mit seinem Schnabel,

sang ihm ein Lied vor und flog dann wieder in die blaue Luft hinauf. Es währte sicher eine Viertelstunde, bevor das Blümchen sich wieder erholen konnte. Halb verschämt und doch im Herzen erfreut, sah es nach den andern Blumen im Garten; sie hatten ja die Ehre und die Glückseligkeit, die ihm widerfahren war, gesehen; sie mußten also begreifen, welche Freude es hatte. Aber die Tulpen standen noch einmal so steif, wie vorher und waren spitz im Gesichte und rot, denn sie hatten sich geärgert. Die Päonien waren ganz dickköpfig; es war gut, daß sie nicht sprechen konnten, sonst hätte das Gänseblümchen eine gehörige Zurechtweisung bekommen. Das arme Blümchen konnte wohl sehen, daß sie nicht in guter Laune waren, und das tat ihm so herzlich wehe. Da kam ein Mädchen mit einem großen, scharfen Messer in den Garten; es ging zu den Tulpen und schnitt eine nach der andern ab. „O weh!" seufzte das Gänseblümchen; „das ist ja schrecklich: nun ist es mit ihnen aus!" Dann ging das Mädchen mit den Tulpen fort. Das Gänseblümchen war froh darüber, daß es draußen im Grase stand und nur ein armes Blümchen war, und als die Sonne unterging, faltete es seine Blätter und träumte die ganze Nacht von der Sonne und dem kleinen Vogel.

Am andern Morgen, als das Blümchen wieder alle seine weißen Blätter wie kleine Ärmchen gegen Luft und Licht ausstreckte, hörte es wieder des Vogels Stimme, aber es klang traurig, was er sang. Die arme Lerche hatte aber auch guten Grund zu trauern: sie war gefangen worden und saß nun in einem Käfige, dicht bei dem offenen Fenster. Sie sang von dem Glück, frei umherfliegen zu können, sang von dem jungen, grünen Korn auf dem Felde und von der herrlichen Reise, die sie auf ihren Flügeln hoch in die Luft hinauf machen konnte. Die arme Lerche war recht betrübt, denn gefangen saß sie da im Käfige.

Das Gänseblümchen wünschte so gern ihr zu helfen. Aber wie sollte es das machen? Ja, das war schwer herauszubringen. Es vergaß völlig, wie schön alles ringsumher stand, wie warm die Sonne schien, und wie prächtig weiß ihre Blätter aussahen. Ach, es mußte immer an den gefangenen Vogel denken, dem es nicht helfen konnte!

Zu derselben Zeit kamen zwei kleine Knaben aus dem Garten; der eine hatte ein Messer in den Händen, groß und scharf, wie das, welches das Mädchen hatte, um die Tulpen abzuschneiden. Sie gingen gerade auf das Gänseblümchen zu, das gar nicht begreifen konnte, was sie wollten.

„Hier können wir ein herrliches Rasenstück für die Lerche herausnehmen!“ sagte der eine Knabe und begann dann um das Gänseblümchen herum ein Viereck auszuschneiden, so daß es mitten in dem Rasenstücke stand.

„Reiß die Blume ab!“ sagte der andre Knabe, und das Gänseblümchen zitterte vor Angst, denn abgerissen zu werden, hieß so viel als das Leben verlieren; und nun wollte es noch gar zu gern leben, da es mit dem Rasenstücke zu der gefangenen Lerche in den Käfig kommen sollte.

„Nein, laß sie stehen!“ sagte der andre Knabe; „sie putzt so hübsch!“ Und so blieb sie stehen und kam mit zu der Lerche in den Bauer.

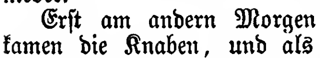
Aber der arme Vogel klagte gar sehr über seine verlorene Freiheit und schlug mit den Flügeln gegen den Eisendraht des Käfigs; das Gänseblümchen konnte nicht sprechen, kein tröstendes Wort sagen, so gern es auch wohl gemocht hätte. So verging der Vormittag.

„Hier ist kein Wasser,“ klagte die gefangene Lerche. „Sie sind alle ausgegangen und haben vergessen, mir zu trinken zu geben. Mein Hals ist trocken und brennt! Ach, ich muß sterben, scheiden vom warmen Sonnenscheine, vom frischen Grün, von all der Herrlichkeit, die Gott geschaffen!“ Und dann bohrte sie ihren Schnabel in das kühle Rasenstück, um sich dadurch ein wenig zu erfrischen! Da fielen ihre Augen auf das Gänseblümchen, und der Vogel nickte ihm zu, küßte es mit dem Schnabel und sagte: „Auch du mußt hier drinnen verwelken, du arme, kleine Blume! Dich und den kleinen Fleck grünen Grases hat man mir für die ganze Welt gegeben, die ich da draußen hatte! Jeder kleine Grashalm soll mir ein grüner Baum, jedes deiner weißen Blätter eine duftende Blume sein! Ach, ihr sagt mir nur, wie viel ich verloren habe!“

„Wer ihn doch trösten könnte!“ dachte das Gänseblümchen, aber es konnte kein Blatt bewegen; doch der Duft,

welcher den feinen Blättern entströmte, war weit stärker, als man ihn sonst bei dieser Blume findet; das bemerkte der Vogel auch, und obgleich er vor Durst verschmachtete und in seinem Schmerze die grünen Grashalme abriß, berührte er doch nicht die Blume.

Es wurde Abend, aber noch kam niemand, dem armen Vogel einen Wassertropfen zu bringen; da streckte er seine Flügel aus und schüttelte sie krampfhaft; sein Gesang war ein wehmütiges Piep-piep; sein Köpfchen neigte sich der Blume entgegen, und des Vogels Herz brach vor Durst und Sehnsucht. Da konnte die Blume nicht, wie am vorigen Abende, ihre Blätter zusammenfalten und schlafen; sie hing krank und traurig zur Erde nieder.



Erst am andern Morgen kamen die Knaben, und als sie den toten Vogel erblickten, weinten sie und gruben ihm ein niedliches Grab, welches mit Blumenblättern geschmückt wurde. Des Vogels Leiche kam in eine schöne rote Schachtel; königlich sollte er begraben werden, der arme Vogel! Während er lebte und sang, vergaßen sie ihn und ließen ihn Mangel leiden; nun er tot war, schmückten sie ihn und weinten ihm viele Tränen nach!

Aber das Rasenstück mit dem Gänseblümchen wurde in den Staub hinausgeworfen. Niemand dachte an die, welche am meisten für den kleinen Vogel gefühlt hatte und welche ihn so gerne trösten wollte!

---

## Der standhafte Zinnsoldat.

Es waren einmal fünfundzwanzig Zinnsoldaten, lauter Brüder, denn sie waren alle aus einem und demselben alten Zinnlöffel gegossen worden. Das Gewehr hielten sie im

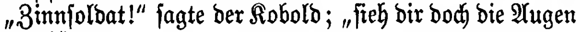
Arme und das Gesicht geradeaus; rot und blau war ihre Uniform. Als der Deckel von der Schachtel genommen wurde, in der sie lagen, hörten sie das erste Wort in dieser Welt und das hieß: „Zinnsoldaten!“ Das rief ein kleiner Knabe und klatschte in die Hände; er hatte sie zu seinem Geburtstag erhalten und stellte sie nun auf den Tisch. Der eine Soldat glich dem andern ganz genau, nur der letzte besaß, da das Zinn nicht ausgereicht hatte, nur ein Bein, auf dem er jedoch ebenso fest wie die andern auf ihren beiden standen. Und gerade er ist es, der sich durch ein merkwürdiges Schicksal auszeichnen sollte.

Auf dem Tische, auf welchem sie aufgestellt wurden, stand noch andres Spielzeug. Am meisten fiel in die Augen ein niedliches Schloß von Papier. Durch die kleinen Fenster konnte man in die Säle hineinsehen. Vor dem Schlosse standen kleine Bäume rings um ein kleines Stück Spiegelglas, welches einen See vorstellte. Schwäne von Wachs schwammen darauf und spiegelten sich. Alles war niedlich, aber das niedlichste war doch eine kleine Dame von Papier, die vor der offenen Schloßtüre stand. Sie hatte einen Rock vom klarsten Linnen an und in dem Haare trug sie ein prächtig funkelndes Diadem. Die kleine Dame streckte beide Arme aus, denn sie war Tänzerin; und dann hob sie das eine Bein so hoch empor, daß der Zinnsoldat es nicht sehen konnte und glaubte, sie habe wie er nur ein Bein.

„Das wäre eine Frau für mich!“ dachte er; „aber sie ist sehr vornehm und wohnt in einem Schlosse; ich habe nur eine Schachtel, und da sind wir fünfundzwanzig drin, das ist keine Wohnung für sie! Doch ich muß sie kennen lernen!“ Dann legte er sich, so lang er war, hinter eine Schnupftabaksdose, welche auf dem Tische stand. Von hier konnte er die Dame recht betrachten, die auf einem Beine stehen blieb, ohne aus dem Gleichgewichte zu kommen.

Als es Abend wurde, kamen die andern Zinnsoldaten in die Schachtel, und die Leute im Hause gingen zu Bette. Nun fing das Spielzeug an allerlei hübsche Spiele aufzuführen. Der Zinnsoldat erhob sich wieder, seine Kameraden rasselten in der Schachtel, denn sie wollten gern mit dabei sein, aber sie konnten den Deckel nicht abheben. Der Nuß-

knacker schlug Purzelbäume und der Griffel fuhr auf der Tafel hin und her; kurz es war ein Lärm, daß der Kanarienvogel davon erwachte und anfing in Versen mitzusprechen. Nur der Zinnsoldat und die Tänzerin bewegten sich nicht von der Stelle. Sie hielt sich gerade auf einer Fußspitze und hatte beide Arme ausgestreckt; er stand ebenso standhaft auf seinem einen Beine und wandte seine Augen keinen Augenblick von ihr.



Jetzt schlug die Uhr zwölf. Ratsch, da sprang der Deckel von der Schnupftabaksdose; aber es war kein Tabak drin, sondern ein kleiner schwarzer Kobold, das war ein Kunststück.

„Zinnsoldat!“ sagte der Kobold; „sieh dir doch die Augen nicht aus!“

Aber der Zinnsoldat tat, als hörte er es nicht.

„Ja, warte nur bis morgen!“ sagte der Kobold.

Als am Morgen die Kinder aufstanden, wurde der Zinnsoldat in das Fenster gestellt und, war es nun der Kobold oder der Zugwind: auf einmal flog das Fenster auf und der Soldat fiel aus dem dritten Stockwerke hinunter. Das war ein schrecklicher Sturz! Er streckte das Bein gerade in die Höhe und blieb auf dem Helme mit dem Bajonett zwischen den Pflastersteinen stecken.

Das Dienstmädchen und der kleine Knabe kamen sogleich herunter, ihn zu suchen; obgleich sie aber ganz nahe daran waren, so sahen sie ihn doch nicht. Hätte der Zinnsoldat gerufen: hier bin ich! so hätten sie ihn wohl gefunden; aber er hielt es nicht für schicklich, zu schreien, weil er in Uniform war.

Plötzlich fing es an zu regnen, und die Tropfen fielen immer dichter, bis es ein Platzregen wurde. Als er vorüber war, kamen zwei Straßenbuben des Wegs.

„Sieh!“ sagte der eine, „da liegt ein Zinnsoldat! Der muß hinaus und auf dem Boote fahren!“

Schnell machten sie ein Boot von einer Zeitung, setzten

den Soldaten in dasselbe, und nun segelte er den Rinnstein hinunter. Die Knaben liefen nebenher und klatschten in die Hände. Gott, wie schlugen die Wellen in dem Rinnstein und welch reißender Strom stürzte sich durch ihn hinunter! Das Boot schaukelte auf und nieder, und mitunter drehte es sich so geschwind, daß der Zinnsoldat bebte. Aber er blieb standhaft, verzog keine Miene, sah geradeaus und hielt das Gewehr im Arme. Mit einem Male schoß das Boot unter eine Rinnsteinbrücke, da wurde es so dunkel, als wäre er in seiner Schachtel.

„Wohin mag ich nun kommen?“ dachte er. „Ja, daran ist nur der Kobold schuld! Ach wäre doch die kleine Dame hier, da möchte es meinetwegen noch einmal so dunkel sein!“

Da kam plötzlich eine große Wasserratte, welche unter der Brücke wohnte.

„Hast du einen Paß?“ fragte sie. „Her mit dem Passe!“

Aber der Zinnsoldat schwieg und hielt das Gewehr noch fester. Der Kahn fuhr fort und die Ratte hinterher. Sie fletschte die Zähne und rief den Holzspänen und dem Stroh zu:

„Haltet ihn! Haltet ihn! Er hat keinen Zoll bezahlt! Er hat den Paß nicht gezeigt!“

Aber die Strömung wurde immer stärker und stärker; der Zinnsoldat konnte schon am Ende der Brücke den hellen Tag erblicken. Da hörte er einen brausenden Ton, der wohl einen tapfern Mann erschrecken konnte. Denkt euch, das Wasser stürzte da, wo die Brücke endete, in einen großen Kanal! Das war für ihn ebenso gefährlich als für uns, wenn wir einen großen Wasserfall hinunterfahren wollten.

Nun war er schon so nahe daran, daß er nicht mehr anhalten konnte. Der Kahn fuhr hinaus, der arme Zinnsoldat hielt sich so steif, wie er konnte; denn niemand sollte ihm nachsagen, daß er gezittert habe. Das Boot drehte sich drei-, viermal herum, und war bis zum Rande mit Wasser gefüllt, so daß es sinken mußte. Der Zinnsoldat stand bis an den Hals im Wasser, mehr und mehr löste das Papier sich auf, und endlich ging das Wasser über des Soldaten Kopf. Da dachte er an die niedliche Tänzerin, die er nie mehr sehen sollte, und es tönte in seinen Ohren:

„Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod!“

Nun ging das Papier entzwei, und der Zinnsoldat stürzte hinab, wurde aber sofort von einem großen Fische verschlungen.

O, wie dunkel war es im Fischleibe, noch finsterer, als unter der Rinnsteinbrücke, und dann war es auch so enge! Aber der Zinnsoldat blieb standhaft und lag, so lang er war, mit dem Gewehr im Arme.

Der Fisch schwamm hin und her, dann machte er plötzlich heftige Bewegungen, bis er endlich ganz still wurde. Wie ein Blitzstrahl fuhr es aber jetzt durch ihn hin, dann rief eine Stimme laut: „Der Zinnsoldat!“ Der Fisch war gefangen worden und in die Küche hinaufgekommen, wo die Köchin ihn mit einem großen Messer aufschnitt. Sie faßte den Soldaten mitten um den Leib und trug ihn in die Stube hinein, wo alle den merkwürdigen Mann sehen wollten, der im Magen eines Fisches herumgereist war; aber der Zinnsoldat war nicht stolz. Sie stellten ihn auf den Tisch, und da, wie wunderbar! war der Zinnsoldat in derselben Stube, in der er früher gewesen war; er sah dieselben Kinder und dasselbe Spielzeug und auch das herrliche Schloß mit der niedlichen Tänzerin. Sie hielt sich noch auf dem einen Beine und hatte das andere hoch in der Luft. Sie war also auch standhaft und das rührte den Zinnsoldaten. Er war nahe daran, Zinn zu weinen, aber es paßte sich nicht. Er sah sie an und sie sah ihn an, aber sie sagte nichts.

Da warf der eine der kleinen Knaben den Soldaten plötzlich ohne Grund in den Ofen. Sicher war der Kobold in der Dose daran schuld.

Der Zinnsoldat fühlte eine schreckliche Hitze, aber wußte nicht, ob sie von dem Feuer oder von der Liebe herrührte. Die Farben waren von ihm abgegangen; ob das auf der Reise geschehen, oder ob der Kummer daran schuld war, konnte niemand sagen. Er sah die kleine Dame an und sie ihn. Er fühlte, daß er schmolz; aber noch stand er standhaft mit dem Gewehr im Arme. Da ging plötzlich eine Tür auf, der Wind ergriff die Tänzerin und trug sie in

den Ofen zum Zinnsoldaten, wo sie rasch in Flammen aufloderte. Da schmolz auch der Zinnsoldat zu einem Klumpen, und als das Mädchen am andern Tage die Asche herausnahm, fand sie ihn als ein kleines Zinnherz. Von der Tänzerin aber war nur das Diadem übrig, und das war kohlschwarz gebrannt.

---

## Die glückliche Familie.

Das größte Blatt hierzulande ist sicherlich das Klettenblatt; hält man eins vor seinen Leib, so ist es wie eine Schürze, und legt man es auf den Kopf, so ist es bei Regenwetter fast so gut, wie ein Regenschirm, denn es ist sehr groß! Niemals aber wächst eine Klette allein; wo eine wächst, wachsen gleich mehrere, es ist eine wahre Pracht! Und all diese Pracht ist Schneckenspeise. Die großen weißen Schnecken, aus denen manche Leute Leckerbissen bereiten, taten sich daran gütlich und sagten: „Ah, wie das schmeckt!" sie lebten ganz von Klettenblättern. Und darum wurden Kletten gesät.

Nun war in der Nähe ein altes Rittergut, wo die Schnecken ausgestorben waren. Aber die Kletten waren noch da. Diese wuchsen auf allen Beeten; man konnte sie nicht mehr vertilgen; es war ein förmlicher Klettenwald. Hier und da stand ein Apfel- oder Pflaumenbaum, sonst hätte man wohl nimmer gedacht, daß dies ein Garten sei. Alles war Klette, und hier wohnten die beiden letzten uralten Schnecken. Sie wußten selbst nicht, wie alt sie waren; aber sie erinnerten sich sehr gut, daß ihrer viel mehr gewesen, daß sie aus fremden Landen stammten, und daß für sie und die Ihrigen der Wald gepflanzt worden war. Sie waren niemals draußen gewesen, aber sie wußten, daß es noch etwas in der Welt gab, welches das Schloß hieß; da wurde man gekocht, bis man schwarz wurde und dann auf eine silberne Schüssel gelegt; — was aber weiter geschah, das wußten sie nicht. Wie das aber ist, wenn man ge-

kocht und auf eine silberne Schüssel gelegt wird, konnten sie sich nicht denken; aber schön sollte es sein und hauptsächlich sehr vornehm! Aber der Maikäfer, die Kröte und der Regenwurm, die sie darum fragten, konnten ihnen keine Auskunft geben; denn keiner war bisher gekocht oder auf eine silberne Schüssel gelegt worden.

Die alten weißen Schnecken waren die vornehmsten in der Welt. Daran zweifelten sie nicht. Der Wald war ihretwegen da, und das Schloß auch, damit sie gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt werden könnten. Sie lebten sehr zurückgezogen und glücklich, und da sie kinderlos waren, so hatten sie eine gemeine Schnecke zu sich genommen, die sie als ihr eigenes Kind erzogen. Der Kleine wollte nicht recht wachsen, da er zu niedriger Abkunft war; aber die Alten, namentlich die Schneckenmutter, meinte, sie merke wohl, wie er zunehme. Und sie bat den Vater, wenn er dies nicht sehen könne, doch nur das kleine Schneckenhaus anfassen zu wollen. Das tat er und fand, daß die Mutter recht hatte.

Eines Tages regnete es stark. „Hör', wie es auf die Klettenblätter plätschert, platschert, plätschert!" sagte der Schneckenvater.

„Das sind aber Tropfen!" sagte die Schneckenmutter. „Es läuft ja am Stengel herunter! Es wird hier gewiß naß werden. Ich freue mich nur, daß wir gute Häuser haben, und daß der Kleine auch das seinige hat! Es ist doch mehr für uns geschehen, als für andre Geschöpfe; man sieht es doch deutlich, daß wir die ersten in der Welt sind! Wir haben Häuser von unsrer Geburt an, und der Klettenwald ist unsertwegen gesäet! Ich möchte wissen, was außerhalb desselben ist."

„Da ist nichts," sagte der Schneckenvater, „was besser wäre als bei uns, ich habe gar nichts zu wünschen."

„Ja!" sagte die Mutter. „Ich möchte doch nach dem Schlosse gebracht, gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt werden; das ist mit unsern Vorfahren geschehen, und du kannst glauben: dabei ist etwas Besonderes!"

„Das Schloß ist wahrscheinlich eingestürzt," sagte der Schneckenvater; „oder der Klettenwald ist darüber gewachsen,

so daß die Menschen nicht mehr herauskommen können. Das hat auch gar keine Eile. Aber du eilst immer, und der Kleine fängt das auch schon an. Kriecht er nicht schon seit drei Tagen an dem Stengel hinauf? Ich bekomme wirklich Kopfweh, wenn ich zu ihm emporsehe."

„Du mußt ihn nicht schelten!" sagte die Schneckenmutter. „Er kriecht recht besonnen; wir werden gewiß Freude an ihm erleben. Aber hast du denn schon darüber nachgedacht, wo wir eine Frau für ihn herbekommen? Glaubst du nicht, daß sich weiter hinein in dem Klettenwalde noch Schnecken aufhalten?"

„Schwarze Schnecken werden wohl dasein," sagte der Alte, „schwarze Schnecken ohne Haus! Aber die gehören zum gemeinen Volke. Wir wollen einmal die Ameisen beauftragen, die laufen hin und her; sie wissen gewiß eine Frau für unsern Kleinen!"

„Ich wüßte allerdings die Schönste," sagte eine der Ameisen; „aber ich fürchte, daß es nicht gehen wird, denn sie ist Königin!"

„Das schadet nichts!" sagten die Alten. „Hat sie ein Haus?"

„Sie hat ein Schloß!" antwortete die Ameise; „das schönste Ameisenschloß mit siebenhundert Gängen!"

„Schönen Dank!" sagte die Schneckenmutter. „Unser Sohn soll in keinen Ameisenhügel. Wißt ihr nichts Besseres, so beauftragen wir die Mücken, die weit umher in Regen und Sonnenschein fliegen."

„Wir haben eine Frau für ihn!" sagten die Mücken. „Hundert Menschenschritte von hier sitzt auf einem Stachelbeerstrauche eine kleine Schnecke mit Haus; die ist allein und alt genug, sich zu verheiraten. Es sind bloß hundert Menschenschritte von hier!"

„Ja, laß sie kommen!" sagten die Alten. „Er hat einen Klettenwald, sie hat nur einen Busch."

Und nun holten sie das kleine Schneckenfräulein. Es dauerte aber acht Tage, bis es kam. Das machte, es war von der rechten Art.

Nun wurde Hochzeit gefeiert. Sechs Johanniswürmchen leuchteten. Sonst war es recht still, denn die beiden alten

Schnecken konnten nicht viel Lärm vertragen. Aber die Schneckenmutter hielt eine prächtige Rede. Der Schneckenvater konnte nicht, weil er zu gerührt war. Dann traten sie den jungen Leuten den ganzen Klettenwald als Erbteil ab und sagten, das sei das Beste in der Welt. Wenn sie nun recht brav lebten und sich vermehrten, würden sie mit ihren Kindern einst nach dem Schlosse kommen, dort schwarz gekocht und auf eine silberne Schüssel gelegt werden.



Darauf krochen die Alten in ihr Haus und kamen nicht wieder heraus, denn sie schliefen. Die jungen Schnecken aber herrschten im Walde und bekamen viele Kinder. Da aber niemals eins gekocht ward und auf die silberne Schüssel kam, so meinten sie, das herrschaftliche Schloß sei eingestürzt und alle Menschen gestorben. Und das mußte wohl wahr sein, da ihnen niemand widersprach. Der Regen aber fiel auf die Kletten nieder und machte Trommelmusik, und die Sonne beglänzte den Klettenwald. Und sie waren sehr glücklich und die ganze Familie war unendlich glücklich.

---

## Fünf aus einer Hülse.

In einer Hülse waren fünf Erbsen. Da sie und die Hülse grün waren, so glaubten sie, die ganze Welt sei grün. Die Hülse wuchs, aber die Erbsen auch. Da mußten sie sich nach Umständen einrichten, denn sie saßen in einer Reihe. Von außen schien die Sonne und erwärmte die Hülse, und der Regen machte sie durchsichtig. Da drinnen war es warm und gemütlich, am Tage hell und dunkel bei Nacht. Wie die Erbsen größer wurden, wurden sie auch nachdenkender, denn mit etwas mußten sie sich doch beschäftigen.

„Ob wir wohl ewig hier sitzen bleiben?“ fragte die eine. „Wenn wir nur nicht vom langen Sitzen hart werden! Mir

ist es, als gäbe es dort draußen noch etwas. Ich habe so ein Gefühl davon." Und es vergingen Wochen und Erbsen und Hülse wurden gelb. Da sagten sie: „Die ganze Welt wird gelb!"

Plötzlich spürten sie einen Ruck an der Hülse; dieselbe wurde von einer Menschenhand abgerissen und mit mehreren andern Hülsen in eine Tasche gesteckt.

„Jetzt wird bald aufgemacht werden!" sagten die Erbsen und warteten mit Sehnsucht darauf.

„Ich möchte doch jetzt wissen," sagte die kleinste von ihnen, „wer es von uns am weitesten bringt. Das wird sich jetzt bald zeigen."

„Was geschehen muß," erwiderte die größte, „das geschehe!"

„Krach!" zerplatzte die Hülse und alle fünf Erbsen fielen in den hellen Sonnenschein hinaus. Da lagen sie nun in der Hand eines kleinen Knaben, welcher sagte, es seien gar schöne Erbsen für seine Knallbüchse. Sofort tat er eine hinein und schoß sie heraus.

„Jetzt fliege ich," rief dieselbe, „in die weite Welt hinaus! Hasche mich, wenn du kannst!" — aber da war sie schon davon.

„Ich," sagte die zweite, „ich fliege schnurstracks in die Sonne hinein!" — und fort war sie.

„Wir wollen uns schlafen legen, wo wir hinkommen," sagten die zwei nächsten, „aber wir werden schon noch vorwärts rollen!" Sie rollten allerdings und fielen auf die Erde, bevor sie in die Knallbüchse kamen, aber hinein kamen sie doch. „Wir werden es am weitesten bringen!"

„Es geschehe, was geschehen muß!" sagte die letzte, indem sie aus der Büchse geschossen wurde: sie flog gegen das alte Brett unter dem Fenster der Dachkammer in eine Ritze, die mit Moos und weicher Erde ausgefüllt war; das Moos schloß sich über sie zusammen, da lag sie, war gefangen, aber nicht vergessen vom lieben Herrgott.

„Es geschehe, was geschehen muß!" sagte sie.

In der kleinen Dachkammer wohnte eine arme Frau, die bei Tage ausging, um Öfen zu reinigen, Holz klein zu machen und andre ähnliche Arbeit zu verrichten, denn sie war

stark und fleißig; aber trotzdem blieb sie immer arm. Zu Hause in der Kammer lag ihre einzige Tochter, die sehr fein und zart war; seit einem Jahre war sie krank und es schien, als könne sie nicht leben und nicht sterben.

„Sie geht zu ihrer kleinen Schwester!" sagte die Frau. „Ich hatte nur die zwei Kinder und es war nicht leicht, für beide zu sorgen; aber der liebe Gott teilte mit mir und nahm das eine zu sich; jetzt möchte ich doch das andre gar zu gern behalten, aber er will sie wahrscheinlich nicht getrennt wissen, und mein krankes Mädchen wird zu der Schwester dort oben gehen!"

Allein das kranke Mädchen blieb, wo es war; es lag ruhig und still den Tag über, während die Mutter dem Verdienste nachging.

Da kam der Frühling, und in einer Morgenstunde, als eben die Mutter auf Arbeit gehen wollte, schien die Sonne so mild und freundlich durch das kleine Fenster und warf ihre Strahlen über den Fußboden hin, und das kranke Mädchen schaute auf die unterste Glasscheibe.

„Was mag doch das Grüne sein, das dort an der Scheibe hervorguckt? Es schaukelt sich im Winde!"

Die Mutter ging ans Fenster und öffnete es halb. „Ach!" sagte sie, „das ist wahrlich eine kleine Erbse, die hier gekeimt hat und grüne Blätter treibt. Wie mag doch die hierhergekommen sein? Da hast du nun einen kleinen Garten, an dem du dich erfreuen kannst!"

Das Bett der Kranken wurde näher ans Fenster gerückt, damit sie die sprossende Erbse sehen könne; die Mutter aber ging auf Arbeit.

„Mutter, ich glaube, ich werde wieder gesund!" sagte am Abend das kranke Mädchen. „Die Sonne hat heute so warm zu mir herein geschienen. Die kleine Erbse wächst vortrefflich, und ich werde gewiß bald aufstehen und in den Sonnenschein hinaus können!"

„Ja, wollte Gott!" sagte die Mutter; aber sie glaubte es nicht; doch stützte sie das keimende Grün, welches ihrem Kinde die frohen Gedanken eingegeben hatte, mit einem Stäbchen, damit es nicht vom Winde geknickt werde; sie band ein Stückchen Bindfaden an den obern Teil des Rahmens,

damit die Erbsenranke etwas habe, an dem sie emporranken könne, wenn sie zunehme; das tat sie auch, man konnte sehen, wie sie mit jedem Tage größer wurde.

„Wahrlich, die setzt ja eine Blume an!“ sagte die Frau eines Morgens, und nun kam auch ihr die Hoffnung, daß ihre kranke Tochter gesund werde; sie entsann sich, daß das Kind während der letzten Zeit viel lebhafter gesprochen, daß es seit mehreren Tagen sich selbst des Morgens im Bette aufgerichtet und strahlenden Auges den kleinen Erbsengarten mit seiner einzigen Erbse betrachtet habe. Eine Woche später blieb die Kranke zum erstenmal eine ganze Stunde auf. Glücklich saß sie im warmen Sonnenschein; das Fenster war offen und vor demselben stand in voller Blüte eine weißrote Erbsenblume. Das kranke Mädchen bückte sich und küßte leise die zarten Blätter. Es war dieser Tag für sie ein Festtag.



Der liebe Gott selbst hat sie gepflanzt, dir, mein liebes Kind, und auch mir zur Hoffnung und Freude!“ sagte die frohe Mutter, und lächelte die Blume an, als sei sie ein guter Engel Gottes.

Aber wo waren die andern Erbsen? — Ja, die, welche hinaus in die weite Welt flog und „hasche mich, wenn du es kannst!“ gesagt hatte, fiel in eine Dachrinne, geriet dann in einen Taubenmagen und lag dort wie Jonas im Walfischbauche. Die zwei Faulen brachten es ebenso weit, auch sie wurden von Tauben verschluckt; aber die vierte, die hinauf in die Sonne wollte, — die fiel in den Rinnstein, und blieb dort in dem schmutzigen Wasser lange liegen, und schwoll recht auf.

„Wie werde ich doch dick!“ sagte sie. „Ich zerplatze

dabei, und weiter, glaube ich, hat es keine Erbse gebracht. Ich bin die merkwürdigste von den fünfen aus der Hülse!"

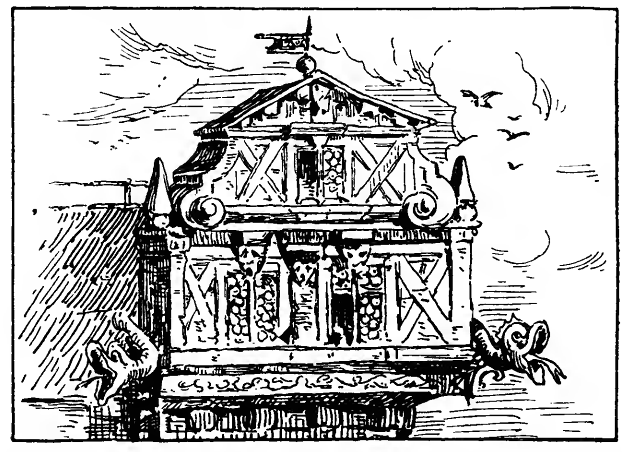
Und der Rinnstein stimmte ihr bei.

Aber das junge Mädchen stand am Dachfenster mit strahlenden Augen, den rosigen Schimmer der Gesundheit auf den Wangen, und faltete seine Hände über der Erbsenblume und dankte Gott, der sie ihr geschenkt!

---

## Das alte Haus.

Unten in der Straße stand ein altes, altes Haus. Es war schon fast dreihundert Jahre alt. So konnte man auf dem Balken lesen, auf welchem inmitten schöner Zieraten und Schnörkel die Jahreszahl eingeschnitzt war. Schöne



Verse und Sprüche in der alten Schreibart waren am Hause angebracht und über den Fenstern waren kuriose geschnitzte Köpfe zu sehen, die allerhand Grimassen machten. Das eine Stockwerk ragte ein ganzes Stück über das andre hervor, und dicht unter dem Dach war eine Rinne mit Drachenköpfen.

Das Regenwasser sollte aus den Rachen herauslaufen, es lief aber aus dem Bauch heraus, denn die Rinne hatte ein Loch.

Alle die andern Häuser in der Straße waren neu und hübsch, mit großen Fensterscheiben und glatten Wänden. Man sah es ihnen ordentlich an, daß sie nichts mit dem alten Hause zu tun haben wollten. Sie mochten wohl denken: „Wie lange soll das Gerümpel noch zum allgemeinen Skandal hier in der Straße stehen? Das Gesims steht so weit vor, daß niemand aus unsern Fenstern sehen kann, was auf der andern Seite vorgeht! Die Treppe ist so breit, wie eine Schloßtreppe, und so hoch, als führe sie auf einen Kirchturm. Das eiserne Geländer sieht ja aus, wie die Türe zu einem Erbbegräbnis, und messingene Knöpfe sind darauf — es ist wirklich zu albern!"

Gegenüber standen auch neue Häuser, und die dachten gerade wie die andern. Aber am Fenster saß hier ein kleiner Knabe mit frischen, roten Wangen, und dem gefiel das alte Haus ganz besonders gut. Und wenn er nach der Mauer hinüberblickte, wo der Kalk abgefallen war, dann konnte er sich die wunderbarsten Bilder ausdenken, wie die Straße wohl früher ausgesehen hatte, mit Freitreppen, Gesimsen und spitzen Giebeln; er konnte Soldaten sehen mit Hellebarden, und Dachrinnen, die wie Drachen und Lindwürmer umherliefen. — Das war so recht ein Haus zum Anschauen, und da drüben wohnte ein alter Mann, der lederne Kniehosen und einen Rock mit großen Messingknöpfen und eine Perücke trug, der man es wohl ansah, daß sie eine wirkliche Perücke war. Jeden Morgen kam ein alter Mann zu ihm, der bei ihm rein machte und Gänge besorgte. Sonst war der Alte in den Kniehosen ganz allein in dem alten Hause. Zuweilen sah er zum Fenster hinaus, und der kleine Knabe nickte ihm zu, und der alte Mann nickte wieder, und so wurden sie Freunde, obgleich sie niemals miteinander gesprochen hatten.

Der kleine Knabe hörte seine Eltern sagen: „Der alte Mann da drüben hat es sehr gut; aber er ist immer allein!"

Am nächsten Sonntage wickelte der kleine Knabe etwas in ein Stück Papier, ging damit vor die Haustür und sagte zu dem, der die Gänge für den Alten besorgte: „Höre!

Willst du dem alten Manne dieses von mir bringen? Ich habe zwei Zinnsoldaten, dieses ist der eine, er soll ihn haben, weil er immer so allein ist."

Und der alte Aufwärter nickte freundlich und trug den Zinnsoldaten in das alte Haus. Bald nachher ward herübergeschickt, ob der kleine Knabe nicht einen Besuch drüben machen wollte. Dazu gaben ihm seine Eltern Erlaubnis, und so kam er nach dem alten Hause. Die Messingknöpfe auf dem Treppengeländer glänzten mehr als sonst; man hätte glauben sollen, daß sie wegen des Besuchs geputzt worden wären. Und es war ganz so, als ob die ausgeschnitzten Trompeter an der Türe aus Leibeskräften bliesen; ihre Backen sahen dicker aus, als sonst. Ja, sie bliesen: „Schnetterengdeng! Der kleine Knabe kommt! Schnetterengdeng!" — Und dann ging die Türe auf. Die Hausflur war mit alten Porträts behangen, mit Rittern in Harnischen und Frauen in seidenen Kleidern. Dann kam eine Treppe, die ging ein großes Stück hinauf und ein kleines Stück hinunter, und dann war man auf einem Altan. Der ganze Altan, der Hof und die Mauer waren mit so vielem Grün bewachsen, daß es aussah, wie ein Garten; aber es war nur ein Altan. Hier standen alte Blumentöpfe, die auch Gesichter und Eselsohren hatten; die Blumen wuchsen aber ganz so wie es ihnen beliebte.

Dann ging es in ein Zimmer, wo die Wände mit Schweinsleder überzogen waren, und auf dem Schweinsleder waren Goldblumen gepreßt.

„Vergoldung vergeht,
Schweinsleder besteht!"

sagten die Wände.

Und da standen Lehnstühle mit hohen Rücken, mit Schnitzwerk und mit Armen an beiden Seiten! „Setzen Sie sich!" sagten sie. „Uh! Wie es in mir knackt! Nun werde ich gewiß auch Gicht bekommen, wie der alte Schrank! Uh!"

Endlich kam der kleine Knabe in die Stube, wo der alte Mann saß.

„Dank für den Zinnsoldaten, mein lieber Freund!" sagte der alte Mann, „und Dank dafür, daß du zu mir gekommen bist!"

„Dank! Dank!" oder „Knick! Knack!" sagten alle Möbel.

Es waren ihrer so viel, daß sie sich beinahe einander im Wege standen, um den kleinen Knaben zu sehen.

An der Wand hing ein Gemälde, eine schöne, junge Dame, aber ganz so gekleidet, wie in alten Tagen; mit Puder im Haar und mit steifen Kleidern. Die sah mit ihren milden Augen auf den kleinen Knaben herab, der sogleich den alten Mann fragte: „Wo hast du die hergekriegt?"

„Da drüben vom Trödler," sagte der alte Mann. „Dort hängen so viele Bilder! Niemand kennt sie oder bekümmert sich um sie, denn sie sind alle begraben. Aber vor vielen Jahren habe ich diese gekannt, und nun ist sie schon lange tot."

Und unter dem Bilde hing, hinter Glas, ein Strauß verwelkter Blumen, die waren gewiß auch ein halbes Jahrhundert alt. Und der Perpendikel der großen Uhr ging hin und her, und die Zeiger drehten sich, und alles in der Stube alterte mehr und mehr, aber die Zeit verfloß, ohne daß sie es merkten.

„Sie sagen zu Hause," begann der kleine Knabe wieder, „daß du immer so allein bist!"

„O," sagte er, „die alten Gedanken besuchen mich, und nun kommst du ja auch! — Es geht mir sehr gut!"

Und dann nahm er vom Bücherbrett ein Bilderbuch. Was hatte das merkwürdige Bilder! Da waren ganze lange Aufzüge, die seltsamsten Kutschen, wie man sie jetzt gar nicht mehr sieht; Soldaten und Bürger mit wehenden Fahnen. Die Schneider hatten eine Fahne mit einer Schere, von zwei Löwen gehalten, und die Schuhmacher eine Fahne, aber nicht etwa mit einem Stiefel, sondern mit einem Adler, der zwei Köpfe hatte, denn bei den Schuhmachern muß alles so sein, daß sie sagen können: Das ist ein Paar! — Ah, das war ein Bilderbuch!

Und der alte Mann ging in die andre Stube, um Äpfel und Nüsse zu holen. Es war ganz herrlich in dem alten Hause für einen kleinen Knaben.

„Ich kann es nicht aushalten!" sagte da plötzlich der Zinnsoldat, der auf dem Tische stand. „Hier ist es so einsam! Nein, wenn man das Familienleben kennen gelernt hat, kann man sich hier nicht gewöhnen! Ich kann es nicht

aushalten! Hier ist es gar nicht so, wie drüben bei dir, wo dein Vater und deine Mutter so vergnüglich sprachen, und wo ihr Kinder einen so prächtigen Lärm machtet. Nein, wie traurig es bei dem alten Manne ist! Glaubst du, daß er von irgend jemand geküßt wird? Glaubst du, daß er freundliche Blicke oder einen Weihnachtsbaum bekommt? — Er bekommt nichts, als mit der Zeit ein Grab! — Ich kann es da nicht aushalten!"

„Du mußt es nicht so traurig ansehen!" sagte der kleine Knabe. „Mir kommt hier alles so schön vor, und alle die alten Gedanken kommen hier ja zum Besuch!"

„Ja, aber die sehe ich nicht!" sagte der Zinnsoldat. „Ich kann es nicht aushalten!"

„Du mußt aber!" sagte der kleine Knabe.

Und der alte Mann kam mit dem fröhlichsten Gesichte und mit den herrlichsten eingemachten Früchten und Äpfeln und Nüssen; und da dachte der Kleine nicht mehr an den Zinnsoldaten.

Vergnügt kam der Knabe nach Hause, und es vergingen Tage und es vergingen Wochen, und es ward nach dem alten Hause hin und von dem alten Hause her genickt, und dann kam der kleine Knabe wieder hinüber.

Und die ausgeschnitzten Trompeter bliesen wieder: „Schnetterengdeng! Da ist der kleine Knabe! Schnetterengdeng!" Und die Schwerter und Rüstungen auf den alten Ritterbildern rasselten, und die seidenen Kleider rauschten, und das Schweinsleder erzählte, und die alten Stühle hatten Gicht im Rücken: „Au!" Das war genau ebenso, wie das erste Mal, denn da drüben verlief ein Tag und eine Stunde ganz wie die andre.

„Ich kann es nicht aushalten!" sagte wieder der Zinnsoldat. „Ich habe Zinn geweint! Hier ist es mir zu traurig! Laß mich lieber in den Krieg ziehen und Arme und Beine verlieren! Das wäre doch eine Veränderung. Ich kann es nicht aushalten! Nun weiß ich, was es heißt, Besuch von seinen alten Gedanken zu bekommen! Ich habe Besuch von den meinigen gehabt, und du kannst glauben, das ist auf die Dauer auch kein Vergnügen. Ich war zuletzt nahe daran, vom Tische herunterzuspringen. Euch alle

da drüben im Hause sah ich ganz deutlich. Es war wieder der Sonntag morgen, wo ihr Kinder alle den Psalm absanget, den ihr alle Morgen singt. Ihr standet andächtig mit gefalteten Händen, und Vater und Mutter waren eben so feierlich gestimmt, und da ging die Tür auf, und die kleine Schwester Marie, die noch nicht zwei Jahre alt ist, und die immer tanzt, wenn sie Musik oder Gesang hört, ward hereingesetzt. — Man verbot es ihr zwar, aber sie fing doch an, zu tanzen, sie konnte aber nicht recht in Takt kommen, weil die einzelnen Töne des Chorals so lange ausgehalten wurden, und so stand sie erst auf dem einen Beine und hielt den Kopf ganz vornüber, dann auf dem andern Beine, und hielt den Kopf wieder ganz vornüber; aber es ging doch nicht recht zusammen. Ihr standet alle sehr ernsthaft, obgleich es euch schwer fiel, aber ich lachte innerlich, und deswegen fiel ich vom Tisch herunter und bekam eine Beule; denn es war nicht recht von mir, daß ich lachte. Aber dies alles, und was ich sonst noch erlebt habe, geht mir jetzt wieder in meinem Innern vorüber, und das sind wohl die alten Gedanken. Sage mir, ob ihr noch des Sonntags singt? Erzähle mir etwas von der kleinen Marie! Und wie geht es dem andern Zinnsoldaten? Ja, der ist freilich recht glücklich! Ich kann es wahrlich nicht mehr aushalten!"

„Du bist weggeschenkt worden und mußt bleiben," sagte der kleine Knabe. „Kannst du das nicht einsehen?"

Und der alte Mann kam mit einem Kasten, in dem manches zu sehen war, geschnitzte Häuschen und Balsambüchsen, alte Karten, so groß und so vergoldet, wie man sie jetzt gar nicht mehr zu sehen bekommt. Und es wurden mehrere Kästen geöffnet, und das Klavier ward aufgeschlagen. Da waren inwendig auf dem Deckel Landschaften gemalt, und es war so heiser, als der alte Mann darauf spielte, und dann summte er ein Liedchen.

„Ja, das konnte sie singen!" sagte er; und dann nickte er dem Bilde der schönen Dame zu, und des Mannes Augen leuchteten dabei hell und klar.

„Ich will in den Krieg!" schrie der Zinnsoldat und stürzte sich auf den Fußboden herab.

Ja, wo war er denn hingekommen? Der alte Mann

suchte, der kleine Knabe suchte, fort war er und fort blieb er. „Ich werde ihn schon noch finden," sagte der alte Mann; aber er fand ihn nicht mehr. Der Fußboden hatte zu viele Spalten und Risse. Der Zinnsoldat war in eine solche Spalte gefallen, und da lag er nun wie in einem Grabe.

Und der Tag verging, und der kleine Knabe kam nach Hause, und die Woche verging, und es vergingen mehrere Wochen. Die Fenster waren fest zugefroren, und der kleine Knabe mußte auf die Scheibe hauchen, um ein Guckloch nach dem alten Hause zu machen. Aber da bedeckte Schnee die ganze Treppe, gerade als ob niemand zu Hause sei. Und es war auch niemand zu Hause: der alte Mann war gestorben!

Am Abend hielt ein Wagen vor der Tür und darauf setzte man ihn in seinem Sarge; er sollte draußen auf dem Lande in seinem Familienbegräbnis ruhen. Da fuhr er hin; aber niemand folgte, denn alle seine Freunde waren tot. Nur der kleine Knabe warf dem Sarge Handküsse nach.

Einige Tage darauf war Auktion in dem alten Hause, und der kleine Knabe sah, wie man die alten Ritter und die alten Damen, die Blumentöpfe, die alten Stühle und die alten Schränke wegtrug. Ihr Porträt, das beim Trödler gefunden worden war, kam wieder hin zum Trödler, und da blieb es, denn niemand bekümmerte sich um das alte Bild.

Im Frühjahr riß man das Haus selbst ein. Man konnte von der Straße gerade hinein in die Stube mit der schweinsledernen Tapete sehen, welche auch abgerissen ward; und das Grün des Altans hing ganz verwildert um die Balken herum. — Und dann ward gründlich mit dem alten Hause aufgeräumt.

„Das half!" sagten die Nachbarhäuser.

Es wurde dann am gleichen Platze ein prächtiges Haus aufgebaut mit großen Fenstern und glatten Mauern; aber vorn, wo eigentlich das alte Haus gestanden hatte, wurde ein kleiner Garten angelegt, und an der Mauer des Nachbars wuchsen wilde Weinranken empor; vor den Garten kam ein großes eisernes Gitter; das sah stattlich aus. Die Leute blieben davor stehen und guckten hindurch. Und die Sperlinge setzten sich zu Dutzenden auf die Weinranken und

schwatzten, so laut sie konnten; aber nicht von dem alten Hause, denn an das konnten sie sich nicht erinnern. Es waren so viele Jahre vergangen, daß der kleine Knabe zu einem tüchtigen Mann herangewachsen war, an dem seine Eltern Freude hatten. Er hatte eben geheiratet und war mit seiner kleinen Frau in das Haus gezogen, vor dem sich der Garten befand; und hier stand er neben ihr, während sie eine Feldblume einsetzte und eben die Erde mit ihren Fingern fest andrückte. — Au! Was war das? Aus der Erde ragte etwas Spitzes hervor. Das war — ja, denkt einmal! — das war der Zinnsoldat, derselbe, der oben bei dem alten Manne verloren gegangen, allmählich durch Balken und Schutt hinuntergeglitten war und nun schon viele Jahre in der Erde lag.

Die junge Frau reinigte den Soldaten erst mit einem grünen Blatte und dann mit ihrem feinen Taschentuch — das duftete wunderschön! Es war dem Zinnsoldaten gerade so zu Mute, als ob er aus einer Ohnmacht erwache.

„Laß mich ihn sehen!" sagte der junge Mann, lächelte und schüttelte dann mit dem Kopfe: „Ja, der kann es wohl nicht sein; aber er erinnert mich an eine Geschichte mit einem Zinnsoldaten, den ich hatte, als ich ein kleiner Knabe war." Und dann erzählte er seiner Frau von dem alten Hause und dem alten Mann, und von dem Zinnsoldaten, den er ihm hinübergeschickt hatte, weil er so allein war, so daß der jungen Frau Tränen in die Augen traten über das alte Haus und den alten Mann.

„Es wäre doch möglich, daß dies derselbe Zinnsoldat ist!" sagte sie; „ich will ihn verwahren und will an das denken, was du mir erzählt hast; aber das Grab des alten Mannes mußt du mir zeigen."

„Ja, ich weiß nicht, wo das ist," antwortete er, „und das weiß niemand. Alle seine Freunde waren tot; keiner pflegte dasselbe, und ich war damals ein kleiner Knabe!"

„Ach, wie entsetzlich allein der gewesen sein mag!" sagte sie.

„Ja, entsetzlich einsam!" sagte der Zinnsoldat; „aber es ist herrlich, nicht vergessen zu werden!"

„Herrlich!" rief eine Stimme dicht neben ihnen, aber niemand außer dem Zinnsoldaten sah, daß diese von einem

Fetzen der schweinsledernen Tapete kam, der alle seine Vergoldung verloren hatte und aussah wie nasse Erde; aber seine Ansicht hatte er doch beibehalten und sprach sie auch aus, nämlich die:

„Vergoldung vergeht,
Aber Schweinsleder besteht!“

Allein der Zinnsoldat glaubte das nicht.

---

## Das Mädchen, welches auf das Brot trat.

Ihr habt wohl schon von dem Mädchen gehört, welches, um sich die Schuhe nicht zu beschmutzen, auf das Brot trat, und wie übel es diesem Mädchen erging. Die Geschichte ist ja schon geschrieben und gedruckt.

Zilla hieß das Mädchen; sie war ein armes Kind, aber stolz und hochmütig. Schon als kleines Kind machte es ihr Freude, Fliegen zu fangen, ihnen die Flügel auszurupfen, um sie dann kriechen zu lassen. Später nahm sie Maikäfer und Mistkäfer, steckte sie an Nadeln, schob dann ein Blatt oder ein Stück Papier zu ihren Füßen hin, und die armen Tiere klammerten sich daran und drehten und wendeten sich, um von der Nadel loszukommen.

„Jetzt liest der Maikäfer!“ sagte sie, „sieh, wie er das Blatt wendet!“

Später wurde sie eher schlechter als besser, aber schön war sie, und das war ihr Unglück, denn sonst wären die Leute vielleicht strenger mit ihr gewesen, als es der Fall war.

„Du brauchst noch eine scharfe Zucht,“ sagte ihre eigne Mutter. „Als Kind hast du mich oft getreten, wenn ich dich auf meinem Schoße spielen ließ, ich fürchte, du wirst mir später aufs Herz treten.“

Und das tat sie auch.

Sie kam in Dienst zu vornehmen Leuten auf dem Lande und diese hielten sie wie ihr eignes Kind, kleideten sie auch als solches und ihr Hochmut nahm dadurch zu. Als sie etwa ein Jahr dort gewesen, sagte ihre Herrschaft zu ihr: „Du solltest doch einmal deine Eltern besuchen, Zilla!“

Und sie begab sich zu ihren Eltern, aber nur um zu Hause den Leuten zu zeigen, wie fein sie geworden war. Doch als sie am Dorfe anlangte und die jungen Burschen und Mädchen dort plaudernd stehen sah und ihre Mutter dabei gewahrte, die auf einem Steine saß und sich ausruhte, vor sich ein Bündel Reisig, das sie im Walde gesammelt hatte, da kehrte sie ärgerlich um. Sie schämte sich, daß sie, die so fein gekleidet war, eine solche zerlumpte Frau, die Reisig auflas, zur Mutter habe!

Wieder verging etwa ein halbes Jahr. „Du solltest doch einmal wieder deine alten Eltern besuchen, Zilla!“ sagte ihre Dienstherrin. „Ich schenke dir ein großes Weißbrot, das du ihnen geben kannst; sie werden sich gewiß freuen, dich wiederzusehen!“

Zilla zog ihre besten Kleider und ihre neuen Schuhe an, hob das Kleid in die Höhe und schritt gar vorsichtig



einher, damit sie rein und nett an den Füßen bleibe; daraus kann man ihr ja keinen Vorwurf machen. Als aber der Fußweg über das Moor führte, wo Schmutz war, warf sie das Brot auf die Erde und trat darauf, damit sie mit reinen Schuhen hinüberkomme; allein wie sie den einen Fuß auf das Brot gesetzt und den andern gehoben hatte, um weiter zu schreiten, versank das Brot mit ihr tief und immer tiefer, bis sie ganz und gar verschwand und an der Stelle, wo sie gestanden, nur noch ein schwarzer Sumpf zu sehen war.

So lautet die Geschichte.

Allein wohin kam Zilla? Sie versank und kam zu der Moorfrau hinunter, die dort braut. Die Moorfrau ist die Muhme der Elfen, die bekannt genug sind, und die man abgemalt findet, aber von der Moorfrau wissen die Leute nur, daß, wenn die Wiesen im Sommer dampfen, sie es ist, die braut. Gerade in die Brauerei der Moorfrau hinab versank Zilla, und dort ist es nicht lange auszuhalten. Die Schlammkiste ist ein wahres Prunkgemach gegen die Brauerei der Moorfrau! Jedes Gefäß stinkt, daß den Menschen dabei ohnmächtig wird, und dazu stehen die Gefäße eng aneinander, und wenn irgend eine kleine Öffnung zwischen ihnen ist, durch welche man sich etwa hindurchdrängen könnte, so ist das doch nicht möglich wegen der nassen Kröten und Würmer, die da herumliegen. Hier hinab versank Zilla; all das ekelhafte Gewürm war so eisig kalt, daß ihre Glieder fröstelten und sie immer mehr erstarrte. An dem Brote blieb sie fest hängen und das Brot zog sie hinab.

Die Moorfrau war zu Hause, die Brauerei wurde an dem Tage gerade vom Teufel und seiner Großmutter besichtigt. Des Teufels Großmutter ist ein altes, sehr giftiges Frauenzimmer, das nimmer müßig ist; sie reitet nie auf Besuch aus, ohne ihre Handarbeit bei sich zu führen, und die hatte sie denn auch hier bei sich. Sie nähte kleine Läppchen für die Schuhe der Menschen, daß diese immer umhergehen und keine Ruhe haben; sie flocht Lügengewebe und häkelte unbesonnene Worte zusammen, die zur Erde gefallen waren, alles zum Schaden und Verderben. Ja, die konnte nähen, sticken und häkeln, die alte Großmutter!

Sie hielt ihr Brillenglas vors Auge und besah sich Zilla: „Das ist ein Mädchen, das Fähigkeiten besitzt!“ sprach sie, „ich bitte mir die Kleine zum Andenken an meinen Besuch hier aus! Sie wird eine passende Zierde für das Vorzimmer meines Enkels abgeben!“

Und sie bekam sie. Auf diese Weise kam Zilla in die Hölle. Da hinein fahren die Leute nicht immer auf geradem Wege, sie kommen zuweilen auch auf Umwegen hinein, wenn sie Fähigkeiten besitzen.

Dort war ein Vorgemach ohne Ende; es schwindelte

einem, wenn man vorwärts oder rückwärts blickte, und eine Schar von Sündern, die dem Verschmachten nahe waren, stand hier. Sie warteten darauf, daß ihnen das Tor der Gnade aufgetan werden sollte! Sie konnten lange warten! Große fette watschelnde Spinnen spannen tausendjähriges Gewebe über ihre Füße hinweg und dieses Gewebe schnürte sie wie Fußschrauben und fesselte wie eherne Ketten; außerdem gärte noch eine peinigende Unruhe in jeder Seele. Der Geizhals hatte den Schlüssel zu seinem Geldkasten vergessen; der Schlüssel steckte darin, das wußte er. Es ist nicht möglich, alle Qualen und Peinigungen herzuzählen, die dort empfunden wurden. Für Zilla war es eine entsetzliche Pein, so unbeweglich dastehen zu müssen; sie war gleichsam von unten an das Brot geknebelt.

„Das hat man davon, wenn man die Füße rein und sauber bewahren will!“ sprach sie zu sich selber. „Wie sie mich anglotzen!“ — Ja freilich waren die Blicke aller auf sie gerichtet; — ihre bösen Gedanken leuchteten ihnen aus den Augen und sie waren entsetzlich anzusehen.

„Es muß ein Vergnügen sein, mich anzuschauen!“ dachte Zilla, „ich habe ein hübsches Gesicht und schöne Kleider an!“ Und nun drehte sie die Augen — den Nacken konnte sie nicht drehen, der war zu steif dazu. Nein, wie war sie bei der Moorfrau beschmutzt worden! Das hatte sie nicht bedacht. Ihre Kleider waren wie mit Schleim überzogen, eine Schlange hatte sich in ihr Haar gehangen und ringelte ihr am Rücken herab, und aus jeder Falte ihres Kleides sah eine große Kröte hervor, die wie ein engbrüstiger Mops bellte. Das war sehr unangenehm. „Aber die andern hier unten sehen ja auch entsetzlich aus!“ meinte sie, und damit tröstete sie sich selbst.

Das schlimmste war jedoch der gräßliche Hunger, den sie hatte. Konnte sie denn nicht sich bücken und ein Stück von dem Brote brechen, auf welchem sie stand? Nein, der Rücken war steif, Arm und Hände waren steif und ihr ganzer Körper war wie eine Steinsäule, nur die Augen konnte sie ringsherum drehen, so daß sie auch rückwärts zu sehen vermochte; das war ein widerlicher Anblick. Dann kamen die Fliegen heran, die über ihre Augen krochen; sie blinzelte

wohl mit den Augen, aber die Fliegen flogen nicht davon, denn fliegen konnten sie nicht, die Flügel waren ihnen ausgerissen. Das war eine Pein, und dazu der Hunger, ja, zuletzt schien es ihr, als würde sie inwendig ganz leer. „Wenn das länger dauert, halte ich es nicht aus!" sprach sie, aber sie mußte es aushalten. Die Pein hörte nicht auf.

Da fiel eine heiße Träne auf ihren Kopf herab, rollte über ihr Antlitz und ihre Brust bis auf das Brot, auf dem sie stand, und es fiel noch eine Träne, noch viele. Wer weinte wohl über Zilla? Ach, sie hatte ja auf Erden noch eine Mutter! Die Tränen des Kummers, welche eine Mutter über ihr Kind weint, gelangen stets zu dem Kinde, allein sie erlösen nicht, sie brennen und vergrößern die Pein. Trotz des entsetzlichen Hungers konnte sie das Brot nicht erreichen, auf welchem sie mit den Füßen stand! Sie hatte ein Gefühl, als wenn ihr ganzes Innere sich selbst verzehrt habe, sie war wie ein dünnes hohles Rohr, das jeden Laut aufnimmt; sie hörte deutlich alles, was auf der Erde von ihr gesprochen wurde und das war hart und bös. Ihre Mutter weinte zwar und war um sie sehr betrübt, allein sie sprach doch dabei: „Hochmut kommt vor dem Falle! Das war dein Unglück, Zilla! du hast deine Mutter sehr betrübt!"

Ihre Mutter und alle droben wußten um die Sünde, die sie begangen, wußten, daß sie auf das Brot getreten und versunken und verschwunden war; der Kuhhirt hatte es von einer Anhöhe aus gesehen.

„Wie hast du doch deine Mutter betrübt, Zilla!" sagte die Mutter; „ja, ich hab' mir wohl gedacht, daß es noch so schlimm mit dir kommen würde!"

„Wäre ich doch nie geboren!" dachte Zilla; „mir wäre weit besser gewesen. Wozu nützt es jetzt, daß meine Mutter weint?"

Sie vernahm, wie ihre Herrschaft, die braven Leute, die sie wie Eltern gehalten hatten, jetzt sagten, sie sei ein sündhaftes Kind, sie habe die Gaben Gottes nicht geachtet, sondern sie mit Füßen getreten, die Türe der Gnade werde sich ihr schwerlich öffnen!

„Sie hätten mich züchtigen, mir den Hochmut austreiben sollen," dachte Zilla, „wenn ich ihn gehabt habe."

Sie hörte, daß ein ganzes Lied von ihr, dem hochmütigen Mädchen, das auf das Brot trat, damit die Schuhe rein blieben, im Lande überall gesungen wurde.

„Daß man deshalb so viel Böses hören und so viel leiden muß!" dachte Zilla; „die andern müssen auch ihrer Sünden wegen bestraft werden! Ja, dann würde freilich viel zu bestrafen sein! — Ach, wie ich gequält werde!"

Und ihr Gemüt verhärtete sich noch mehr.

„Hier unten in dieser Gesellschaft soll man besser werden! Und ich will auch nicht besser werden! Sieh, wie sie mich anglotzen!"

Ihr Herz war voll Bosheit gegen alle Menschen.

„Jetzt haben sie endlich dort oben sich etwas zu erzählen! — Ach, wie ich gepeinigt werde!"

Sie hörte auch, wie ihre Geschichte den Kindern erzählt wurde, und die Kleinen nannten sie die gottlose Zilla. Viel harte Worte kamen über sie aus Kindesmunde. Doch eines Tages, während Gram und Hunger in dem Innern ihres hohlen Körpers nagten und sie ihre Geschichte einem unschuldigen, kleinen Mädchen vorerzählen hörte, vernahm sie, daß die Kleine dabei in Tränen ausbrach.

„Aber kommt Zilla denn nie mehr herauf?" fragte das kleine Mädchen. Und man antwortete:

„Sie kommt nie mehr herauf!"

„Aber wenn sie um Verzeihung bitten und es nie wieder tun würde?"

„Dann wohl, doch sie will nicht um Verzeihung bitten!" hieß es hierauf.

„Ach, ich wünschte so sehr, daß sie es täte!" sagte die Kleine. „Ich will meine Puppe und mein Spielzeug darum geben, wenn sie nur heraufkommen darf! Es ist zu schrecklich — die arme Zilla!"

Diese Worte drangen bis in Zillas Herz und taten ihr wohl. Es war das erste Mal, daß jemand sagte: „Die arme Zilla!" Ein kleines, unschuldiges Kind weinte und bat um Gnade für sie; es wurde ihr dabei sonderbar zu Mute, sie selbst hätte jetzt gern geweint, aber sie konnte nicht weinen, und das war auch eine Qual.

Während auf der Erde Jahre vergingen, vernahm sie

immer seltener die Rede von oben, denn man sprach weniger von ihr. Da kam eines Tages ein Seufzer zu ihrem Ohre: „Zilla! wie du mich betrübt hast! Ich sagte es wohl!“ Es war ihrer sterbenden Mutter letzter Seufzer.

Zuweilen hörte sie ihren Namen von ihrer früheren Herrschaft nennen und das waren sanfte Worte, wenn die Frau sagte: „Ob ich dich wohl jemals wiedersehe, Zilla? Man weiß nicht, wohin man kommt!“

Aber Zilla sah wohl ein, daß ihre gute Frau nie hierher kommen könne, wo sie war.

So verstrich wiederum eine lange, bittre Zeit. Da hörte Zilla noch einmal ihren Namen nennen, und erblickte über sich zwei klare Sterne funkeln; es waren zwei sanfte Augen, die sich auf Erden schlossen. So viele Jahre waren seit damals verstrichen, als das kleine Mädchen über „die arme Zilla“ weinte, daß aus dem Kind eine alte Frau geworden, die der liebe Gott nun wieder zu sich rufen wollte; und gerade um diese Stunde entsann sie sich auch, wie sie einst als kleines Kind recht hatte weinen müssen bei der Geschichte von Zilla. Jener Eindruck wurde der alten Frau in ihrer Todesstunde dermaßen wieder lebendig, daß sie laut in das Gebet ausbrach: „Mein Gott und Herr, vielleicht habe ich auch, wie Zilla, deine Segensgaben mit Füßen getreten und mir nichts Böses dabei gedacht, vielleicht bin ich auch umhergegangen mit hoffärtigem Sinne — allein du hast in deiner Gnade mich nicht sinken lassen, sondern mich aufrecht erhalten! O, verlasse mich nicht in meiner letzten Stunde!“

Die Augen der Alten schlossen sich und ihrer Seele Auge öffnete sich. Sie, in deren letzten Gedanken Zilla so lebhaft zugegen gewesen, sah jetzt auch, wie tief hinab Zilla gefallen war, und bei dem Anblicke brach die Fromme in Tränen aus, stand im Himmel wie ein Kind und weinte um die arme Zilla! Und diese Tränen und Gebete klangen wie ein Echo herab in die leere Hülle, welche die gepeinigte Seele umschloß; diese wurde von der ungeahnten Liebe, die ihr plötzlich bewiesen wurde, überwältigt, ein Engel Gottes weinte über sie! Womit hatte sie das

verdient? Die gepeinigte Seele sammelte gleichsam in Gedanken jede Erdenhandlung, die sie geübt, und sie, Zilla, zitterte in Tränen, wie sie solche niemals geweint. Ihr war es, als könne sich ihr die Pforte der Gnade nimmer öffnen, und indem sie dies in Zerknirschung erkannte, schoß leuchtend ein Strahl in den Abgrund zu ihr hinab. Mit einem Male löste sich die versteinerte Gestalt Zillas in Dunst auf — ein kleiner Vogel schwang sich zur Menschenwelt empor. Aber der Vogel war ängstlich und scheu, er schämte sich vor sich selbst und vor allen lebenden Geschöpfen und suchte sich in ein finsteres Loch in einem alten Gemäuer zu verbergen. Dort saß er und kauerte, zitternd am ganzen Körper, keinen Laut vermochte er von sich zu geben, er hatte keine Stimme. Lange Zeit saß er, bevor er die Herrlichkeit ringsum sehen und empfinden konnte. Die Luft war frisch und mild, der Mond warf sein klares Licht über die Erde; Bäume und Gebüsch dufteten süß, und gar traulich war es, wo er saß, sein Federgewand war so rein und so fein. Nein, wie war doch alles Geschaffene in Liebe und Herrlichkeit dargebracht! Alle diese Gedanken, die sich in der Brust des Vogels regten, wollte er hinaussingen, aber er vermochte es nicht; gern hätte er gesungen wie im Frühling der Kuckuck und die Nachtigall. Unser Herrgott aber hörte auch hier den Lobgesang, der sich in Gedanken erhob, wie der Psalm im Innern Davids klang, bevor er Wort und Melodie erhielt.

Wochenlang regten sich diese lautlosen Lieder und sie regten sich immer mächtiger, sie mußten zum Ausbruche kommen bei dem ersten Flügelschlage einer guten Tat.

Das heilige Weihnachtsfest kam heran. Ein Bauer pflanzte in der Nähe der Mauer eine Stange auf und befestigte an dieselbe eine Garbe Hafer, damit die Vögel in der Luft auch ein frohes Weihnachtsfest und eine gute Mahlzeit haben möchten.

Die Sonne ging am Weihnachtsmorgen auf und beschien die Garbe, und zwitschernde Vögel in Menge umflatterten sie. — Da klang es auch aus dem Mauerloche heraus „pip, pip!“ Das schwache Pipen wurde eine ganze Freudenhymne, der Gedanke einer guten Tat erwachte und

der Vogel schwang sich aus seinem Verstecke heraus; im Himmel wußten sie schon, was das für ein Vogel sei!

Der Winter war streng, die Gewässer zugefroren, die Vögel und die Tiere des Waldes litten bittere Not. Unser kleiner Vogel flog auf die Landstraße und in dem Geleise der Schlitten fand er auch hin und wieder ein Körnchen, an den Haltestellen einige Brotkrümchen; er selbst fraß nur wenige, dafür aber rief er alle die andern halb verhungerten Sperlinge herbei, damit sie etwas Futter bekämen. Er flog in die Städte hinein, spähte umher und wo eine liebe Hand Brot auf das Fensterbrett für die Vögel gestreut, fraß er selbst nur ein einziges Krümchen, und gab sonst alles den andern Vögeln.

In diesem Winter hatte der Vogel so viele Brotkrümchen den andern Vögeln gespendet, daß sie zusammen das Brot aufwogen, auf das Zilla getreten hatte, um ihre Schuhe nicht zu beschmutzen, und als das letzte Brotkrümchen verschenkt war, wurden die grauen Flügel des Vogels weiß und breiteten sich weit aus.

„Dort fliegt eine Seeschwalbe über das Wasser hin!“ sagten die Kinder, als sie den weißen Vogel sahen. Nun tauchte sie in den See, nun flog sie empor in den klaren Sonnenschein, sie glänzte, es war nicht möglich zu sehen, wo sie blieb. — Man sagte, sie sei in die Sonne hineingeflogen!